Der Burggräfler.

Bilder aus dem Volksleben

von

Karl Wolf.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Univ.-Buchhandlung.
1890.

Der Burggräfler.

Bilder aus dem Volksleben

von

Carl Wolf.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1890.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Ob ich nun in die behagliche Stube eines unserer Meraner Bauern trete, oder oben hoch im Gebirge die rauchgeschwärzte Thür einer Hütte öffne, ob ich unten auf der Passer-Granz mich zu den Karrnern geselle, oder mich niederlasse am Feuer der Holztrifter, überall finde ich meine Bekannten, an allen Orten höre ich den Willkomm: „Grüaß Gott, Wolfn Körl!

Da finde ich meine Kameraden aus der Landesschützenzeit und wir besprechen heitere oder ernste Erlebnisse, dort ist es ein Feuerwehrmann, dem ich auf der Brandstätte die Hand gedrückt oder bei festlicher Gelegenheit. Mit dem Passeirer Trifter habe ich vielleicht als Kind in der Sommerfrische gespielt und mit den Karrnern in einem Buschen manchen Tropfen Wein getrunken.

Es war mir von jeher ein Vergnügen auf den Märkten herumzustreifen, die Leute in ihren Hütten aufzusuchen und manchen Sonntag Nachmittag habe ich auf einer ländlichen Kegelbahn versessen und manche Nacht

in Tanzlokalen, wo es gerade nicht nach Veilchen und Rosen duftete.

So habe ich das Volksleben kennen gelernt und so sind meine Skizzen und Aufsätze entstanden. Wenn mir meine kleinen Arbeiten von mancher Seite Anerkennung brachten, fand ich doch nie eine so große Befriedigung in derselben, wie wenn mir oft ein Holzknecht zurief: „Sell hôst nôr schun verteufelt einigeben, in der Zeitung! Sein thuast schun a saggera Schwônz!“

Oder oft eine Dorfschöne: „Wer ist denn die Ratsch-Katl, de sie in der Zeitung eini druckt hôbn? I moan i mueß sie kennen.“

Das war mir ein Beweis, daß auch die Bauern, die Landleute meine Arbeiten gerne lesen.

Indem ich die erste kleine Sammlung in die Welt schicke, wünsche ich, daß die geehrten Leser unsere Tiroler Landleute so lieb gewinnen, wie ich, dann werde ich vielleicht noch manche Geschichte aus den Tiroler Bergen erzählen.

Meran im Oktober 1889.

Bilder aus dem Volksleben

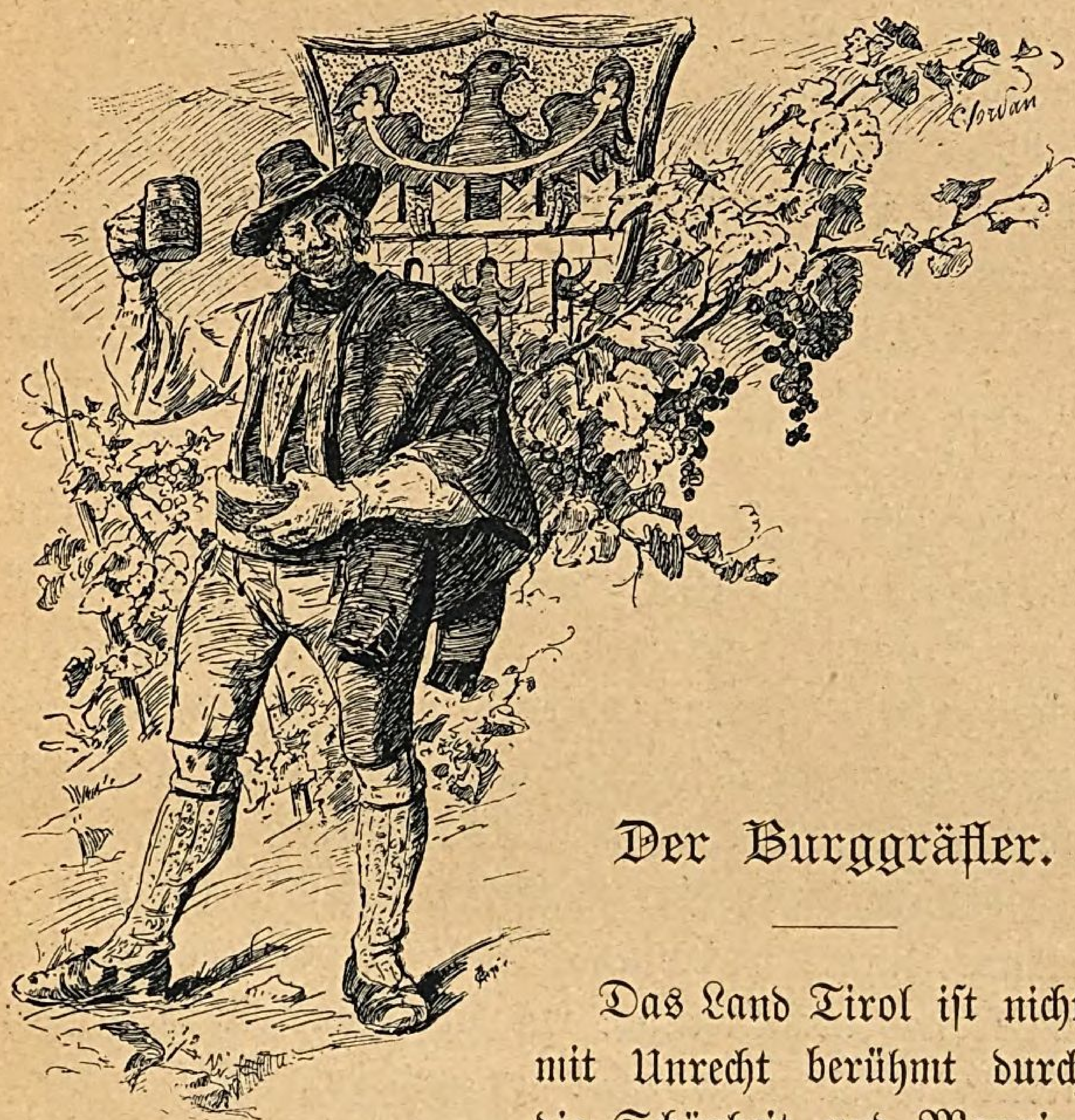
im

Burggrafenamte.

Zeichnungen von Carl Jordan.



Der Burggräfler.



Der Burggräfler.

Das Land Tirol ist nicht mit Unrecht berühmt durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit seiner verschiedensten Trachten, seiner Sitten und Gebräuche. Erst in jüngster Zeit sind die oft äußerst originellen und malerischen Trachten fast ganz verschwunden und mit ihnen leider viele für das Land charakteristische Sitten und Gebräuche. In den meisten Distrikten Tirols hat der in seiner Erscheinung malerische Landbewohner den Bauern ausgezogen und sich oft in der ungeschicktesten Weise als Städter maskirt.

Maskirt, denn er fühlt sich in der ersten Zeit im „langen Gwand" ebenso unbehaglich, wie ein Spanier

oder ein Ritter auf dem Maskenballe und bleibt er ein maskirter Bauer sein langes Leben hindurch.

Nur höchst selten, bei festlichen Anlässen vielleicht, oder bei Schützenaufzügen werden die alten, schönen Trachten wieder hervorgesucht und das nicht mehr vorhandene Stück mit unechten Stoffen ersetzt. Nach echten ist keine Nachfrage und werden selbe auch nicht mehr fabricirt.

Es gibt in Tirol nur wenige Bezirke, in welchen sich der Bauer in seinen Sitten und Gebräuchen und in seiner Nationaltracht rein erhalten hat. Und merkwürdigerweise ist einer dieser Bezirke das Centrum des ganzen Fremdenverkehres im Lande, das Burggrafenamt mit dem Kurorte Meran in der Mitte.

Tausende und aber Tausende haben diesen weltbekannten Kurort im Laufe der Jahre besucht, die herrliche Umgebung durchschwärmt, mit dem Landvolke im regsten Verkehr gestanden, ja bei ihnen gewohnt.

Alles dies hatte keinen oder wenigstens nur einen verschwindenden Einfluß auf die Einwohnerschaft dieses Bezirkes. Der Burggräfler ist seinen Sitten und Gebräuchen und seiner schönen Tracht treu geblieben.

Wenn alle Anstrengungen im Süden unseres Landes gegen die Verwälschung der Einwohnerschaft nichts nützen würden, wenn der Deutsche immer weiter zurückweichen müßte vor dem Wälschen, so wäre das Burggrafenamt der erste unüberwindliche Damm.

Im Burggrafenamte ist die Vermengung des Deutschen mit dem Wälschen unmöglich.

Mit einer zähen und lobenswerthen Ausdauer hängt der Bauer am Alten und sträubt sich, oft selbst zu seinem Schaden, gegen alles Neue.

Er ist aber intelligent und weiß sich doch alle Fortschritte im Haushalte und Landbau, die ihm nützlich sind, anzueignen.

Der Burggräfler ist ungemein conservativ in Bezug auf das Althergebrachte und zurückhaltend gegen das „Nuimodische“.

Die Grenzen des Burggrafenamtes sind, ich möchte sagen, haarscharf gezogen.

Beobachten wir das Dörfchen Burgstall am linken Etschufer, in welchem sich in den letzten zwei Jahrzehnten die wälsche Bevölkerung breit gemacht hat; man erkennt dies sofort an dem Schmutz der Häuser und Kinder, und das genau in derselben Höhe am rechten Ufer liegende Dorf Lana, so finden wir meine Aufstellung bestätiget.

In Burgstall steigt der Knecht in seiner schmutziggelben Fustagno-Hose herum, und die Magd trägt das Wasser mit dem Querholz in den kupfernen Kesseln. Die Wohnhäuser sind überfüllt, denn jeder Hof, auf welchem der deutsche Bauer allein und behäbig hausen würde, ist in so viele Theile aufgestückelt, als heiratsfähige Kinder da sind und er genug Polenta abwirft, um sie alle — gerade vor Hunger zu schützen.

In Lana hingegen steht der große Hof mitten in den üppigen Feldern und Weingärten.

Emsig arbeitet die Bäuerin mit ihrer Tochter im

Gemüsegarten, denn die Burggräfler beginnen zur warmen Jahreszeit jede Mahlzeit mit Salat.

Der Bauer in seiner malerischen Nationaltracht bringt den großen Krug Wein vom kühlen Keller und schmunzelt über das schöne Ochsengespann, mit welchem der Knecht in seiner ledernen kurzen Kniehose, die weiße Schürze vorgebunden, den mit rothen Schnüren umwundenen Hut keck auf's Ohr gedrückt, den hochbeladenen Heuwagen zur Scheune fährt.

Die Dirne aber trägt das klare Brunnenwasser in einem blühend weiß gescheuerten Schaff auf dem Kopfe und lächelt munter; ob über die Wassertropfen, die den entblösten Arm entlang bis unter die bauschigen Ärmel laufen, oder über das vielsagende Augenzwinkern des munteren Knechtes, wer weiß es.

Der Burggräfler ist ein deutscher Bauer im vollsten Sinne des Wortes.

Er fühlt sich auf seinem Hofe als Herr und haltet die Zügel der kleinen Regierung fest in seinen Händen. Er sorgt in seinem Hause für strenge Einhaltung der religiösen Pflichten und ganz besonders für Zucht und Ordnung unter seinem Gesinde.

Unter der Bezeichnung „Bauer“ ist im Burggrafenamte immer nur der Besitzer des Hofes gemeint; wird ein anderer Einwohner oder ein Knecht mit diesen Namen angerufen, so antwortet er, bescheiden ablehnend: „ja, wenn i a Baur war, sell war m ar schun recht“.

Die Burggräfler sind durchwegs ein schöner Menschenschlag; schlanke Gestalten mit strammer, gerader Haltung.

Eine hohe Stirne und ein scharf geschnittenes Profil kennzeichnet sie und die Adlernase verleiht dem Gesichte ein schneidiges Aussehen.

Die Tracht ist ungemein malerisch. Ein spitzer Hut, die Form wurde sogar von den Damen als Modell angenommen, bedeckt den Kopf. Um den Hut sind viele Meter rothe Schnüre gewickelt, so lang der Bursche ledig ist. Sobald er eine Bäuerin ins Haus führt, kommen einige Streifen grüner Schnüre dazu. Die rothen verschwinden, wenn der Storch die erste Einkehr hält.

Ist diese Einrichtung nicht eine sehr praktische meine Damen?

Über einer feinen rothen Tuchweste liegen breite Hosenträger aus grüner Seide, die bis an das Knie reichenden ledernen Hosen werden von einem reich gestickten ledernen Gurt mit breiter Metallschnalle abgeschlossen. In den schönsten Modellen gestrickte Strümpfe umspannen die Waden, die Knie aber bleiben Sommer und Winter nackt.

Die Joppe wird hier „Hemd" genannt und das Hemd „Pfoat".

Die Joppe ist aus festem, braunen Loden, roth gefüttert und vorne an der Brust mit breiten, rothen Umschlägen versehen. Im Sommer wird die Joppe nur leicht übergeworfen und sieht der Mann in seinen blühendweißen Hemdärmeln ungemein „wiff" aus.

Die Frauen tragen einen in unzählige Falten gelegten Rock aus schwarzem Stoff, oft auch mit rothen Seidenfäden durchwirkt. Darüber eine weite, bei den

Mädchen meist hellblaue Schürze; die Frauen wählen dunklere Farben. Ein schwarzes Miederleibchen umspannt den Oberleib und ist der Ausschnitt durch ein buntes Seidentuch gedeckt. Im Sommer gehen sie in Hemdärmel, die bauschig und mit Spitzen besetzt bis an die Ellbogen niederfallen. Im Winter tragen sie eine schwarze oder auch dunkelbraune Tuchtaille darüber. Und diese Trachten finden sich nur im Burggrafenamte, genau bis an die Grenze.

Schon der Menschenschlag ist ein ganz anderer, als der südlich von Meran.

In der ganzen Umgebung von Bozen, dem sogenannten Überetsch, Kaltern, Neumarkt, im Thale wie im Mittel- und Hochgebirge haben die Bauern ihre Nationaltracht und mit ihr den Charakter der deutschen Tiroler Bauern längst schon abgelegt.

Vermischungen der Wälschen mit dem Deutschen durch Ehen sind dort keine Seltenheit. Im Burggrafenamte ist eine solche Ehe unter den Bauern undenkbar.

Unser Bauer, an ein ungestörtes Wohlleben gewöhnt, fast elegant in seiner Erscheinung, besonders an Sonn- und Feiertagen, sieht auf den Wälschen, der ungemein genügsam ist, fast mit Verachtung herunter.

Wie oft haben es wälsche Bauern versucht, sich in der fruchtbaren Umgebung Merans niederzulassen. Merkwürdiger Weise sind diese Ansiedlungen verschwunden, wie sie gekommen sind.

Ungemein behaglich ist die Meraner Bauernstube. Wände und Oberboden sind getäfelt und ober der Ein-

gangsthüre befindet sich zumeist der Name der Eheleute. Die Meraner Bäuerin legt mit der Ehe ihren Namen aber nicht ab; sie nennt sich von nun an z. B. „Anna Brentlerin, verehelichte Weitgruberin".

Rings an den Wänden herum läuft eine Bank und ebenso um den gewaltigen, gemauerten Ofen. Ein kleiner schräger Holzschemmel, allerdings eine harte Kopfunterlage, hier aber überall gebräuchlich, bezeichnet den Platz, auf welchem der Bauer sein Mittagschläfchen hält.

Eine Ecke der Stube ist ganz besonders verziert mit einer Menge von Heiligenbildern, wächsernen „Jesuskindlein" in kleinen Glaskästchen und dem Christusbilde, hinter welchem geweihte Palmzweige stecken und an dessen Händen meistens zwei rothe Maiskolben angebracht sind.

Hier steht der große runde Speisetisch und über demselben hängt ein heiliger Geist in Gestalt der Taube mit gelben Strahlen, der sich, wenn die Dämpfe der gewaltigen Knödelschüssel entsteigen, langsam im Kreise dreht.

Auf den „Stöln" finden sich allerlei nützliche Geräthe, das Tabakmesser, den Rolltabak zu schneiden, Drahtstücke, die Pfeifenröhrl auszubrennen, einige Beschauungsbücher, die blaue Flasche mit dem „Goserawôsser", ein Universalheilmittel, „a fezzele a Lörget", frische Wunden zusammenzupicken, eine Speckschwarte, das Spinnrad zu schmieren, wenn es „winselt" u. s. w.

Da der Bauer auf einen gut besetzten Tisch sehr viel hält, ist die Comunication mit der Küche durch ein kleines Schubfenster auf die allerbequemste Weise hergestellt.

Die Verköstigung unserer Bauerndienstboten regelt eine althergebrachte Ordnung, die zwar in keinem Protokolle hinterlegt ist, jedoch von den Interessenten selbst in der Tradition sorgfältig aufbewahrt wird.

Neben den vielen kirchlichen Feiertagen, die meistens zugleich „Kuchlfestig" sind, haben unsere Bauern noch eine Menge „gmuane" Feiertage, an denen nicht gearbeitet wird, und man kann im Durchschnitte annehmen, daß unsere Bauerndienstboten im Jahre 115 Tage „verschnaufn".

Viele Feiertage sind zu einem bestimmten Zweck gegründet. So z. B. der 4. Februar „Flickwerchtig", an welchem die den Dienst wechselnden Dirnen die Kleider flicken sollen. Dann die Feiertage den ganzen Monat Mai, zum Vertilgen der Maikäfer.

Man möchte meinen, diese Zustände sollten unseren Bauern denn doch zu denken geben. Aber wer hat den Muth, an den alten Bräuchen ohne Rücksicht zu rütteln. Der Bauer schimpft nicht ungerne über die Steuern. Diese drücken lange nicht so sehr, wie die Erhaltung von Müssiggängern, die fünfzig Werktage im Jahre, trotz der guten Kost, nicht zu arbeiten brauchen.

Bei dem ausgesprochenen Sinn für eine gute Verpflegung unserer Bauern ist es selbstverständlich, daß es auch berühmte Köchinnen gibt, die dann bei Primizen und Hochzeiten, die oft ganze Tage dauern, ihre Kunst zeigen.

Der Charakter der Burggräfler ist sonst ein ungemein ernster und friedfertiger. Selten hört man von Streit und Schlägereien, selten einen lauten Ausbruch der Heiterkeit.

Ist der Bursche kein Sänger, so liebt er aber die Musik ungemein. Fast jedes noch so kleine Dorf im Burggrafenamte hat seine eigene Blechmusik und sind die gar nicht ungeschickten Kapellmeister oft nur einfache Bauernknechte.

Im Verkehr mit Seinesgleichen ist der Bauer einsilbig und liebt es nicht, viele Worte zu machen. Selbst der Bursche, wenn er mit seinem Schatz dahinwandelt, spricht nur das Allernothwendigste.

Im Verkehr mit den Fremden ist er höflich und zuvorkommend; er ertheiilt seine Auskünfte kurz und klar.

Das Leben in der Familie ist ungemein patriarchalisch und suchen die erwachsenen Kinder selten Dienststellen, sondern bleiben bei den Eltern und versorgen den Hof.

Der Bauer ist immer die erste Person im Hause. Mit eiserner Strenge hält er an den Satzungen der Religion. In jedem Hause werden laut und gemeinschaftlich die Tischgebete verrichtet und am Abend der Rosenkranz. Die Männer knien dabei meist auf den Bänken bei den Fenstern und die Weiber auf dem Boden, sich auf die Stühle auflehnend.

Der Bauer mahnt wohl auch ab und zu einen säumigen Knecht zur Erfüllung seiner Pflichten und meint: „Gangst epper a mol auslahrn eini, zu die Pater" (beichten, die Sünden ablegen). Ebenso strenge werden die Fasttage gehalten und ganz besonders die Feiertage.

Der Kirche und den Geistlichen zollt der Burggräfler große Verehrung, aber nicht eine so unbedingte Unterwerfung, wie es letztere gerne hätten. In manchen Ge-

meinde- und Kirchenbau-Angelegenheiten zeigten sich die „Mander“ oft so widerhaarig und eigensinnig, daß selbst die immer zur Geistlichkeit haltenden Weiber mit all’ ihren kleinen Künsten und Nadelstichen im ehelichen Leben nichts „derrichteten“.

Selbst im politischen Leben ist unseren aufgeweckten Bauern nicht mehr alles ein Evangelium, was der Herr Pfarrer sagt und der „Gsellpriester“ kolportirt und sind erst bei den letzten Landtagswahlen angesehene und intelligente Bauern in sehr energischer Weise mit ihrer Meinung in die Oeffentlichkeit getreten. Die Leute fangen eben an unter der erdrückenden Last der neuen Steuern einzusehen, daß sie sich nicht mehr für die Sonderinteressen der Kirchenpartei opfern können.

Unser Burggräfler Bauer hält viel auf die Erziehung seiner Kinder und sorgt für fleißigen Schulbesuch derselben und sieht es nicht ungerne, wenn einer der Jungen zur „Studi“ in die Stadt geht. Der Mutter ihr Ideal ist dann meist ein geistlicher Herr, dem Bauern aber ist ein tüchtiger Doktor ebenso lieb.

Ich habe in diesem Buche den Versuch gemacht, den verehrten Lesern einige Typen aus dem Burggrafenamte vorzustellen und hoffe, daß ihnen dieselben bei allen ihren Eigenthümlichkeiten, und vielleicht gerade darum, gefallen werden.



Bei den Holztriftern.

Bei den Holztriftern.

Der Trifter ist ein lustiger Geselle mit guten, witzigen Einfällen, beleidigt keinen Menschen, versteht es aber, den „Stadtlingern“ mit dem ernstesten Gesichte der Welt die unglaublichsten Geschichten aufzuhängen. Wie mancher versuchte seine Witze mit dem Passeirer Holztrifter zu machen und mußte zum Schluß immer noch als Gefoppter abziehen. Und so stehen die „Mander“ stundenlang oft bis an die Lenden im kalten Schneewasser und werfen die durch das angesaugte Wasser schweren Holzprügel in langen Reihen auf. „A Rei unschlôgn“ nennt man diese Arbeit mit dem technischen Ausdruck.

Die Trifter scheiden sich in zwei Kategorien und zwar: „Rechenmander“ und „Lacktrifter“. Die letzteren schauen auf die „Rechenmander“ mit einem gewissen Stolz herab, weil ihre Arbeit die um vieles schwerere ist. Mit dem Ausdruck die „Lack“ ist die mit Wasser angeschwemmte Lände gemeint und es gehört schon ein kräftiger Körper dazu, um in dieser Arbeit auszuharren. Bis an die Hüften sind die Kleider durchnäßt und jedesmal, wenn der Mann einen Prügel in die Höhe wirft, rinnt ihm

ein kleiner Bach kalten Schneewassers in die Rockärmel. Und man darf etwa nicht glauben, daß die Burschen zur Nachtruhe in ein warmes Bett schlüpfen. Gott bewahre! In der sogenannten Trifterhütte ist an der ganzen Längsseite eine Schichte Stroh aufgebreitet, einige ebenfalls mit Stroh gefüllte Säcke bilden die Kopfkissen und eine Decke, so zerrissen und verlumpt, daß, wie mir einer der Trifter versicherte, „zöchn Kötzn drinn kuan Maus derfôchetn“, soll ihn vor Kälte schützen. Ja, wenn die Trifter Arrestanten wären, die durch nächtliche Ruhestörung eine Straße allarmirt haben, oder als Fechtbrüder die ganze Stadt abgestrichen sind, wäre das etwas anderes. Da würde man schon aus Humanität für ein menschenwürdiges Lager sorgen. Nun kommt aber noch ein anderer Umstand dazu. Die allerwenigsten wechseln ihre nassen Kleider für die Nachtruhe. Es ist schon viel, wenn der Mann die durchweichten Schuhe von den Füßen zerrt und das ärgste Wasser aus den Kleidern ringt. Ihre Verpflegung ist allerdings eine nach den Begriffen dieser Leute vorzügliche, und was die Hauptsache ist — Wein in Hülle und Fülle. „Teufl, Mensch, wenn d' a sou aß der Lack außerkimmst und 's schnagglen diar die Knia vour Költa, zelm isch a Krüagl Wein a Medizina“.

Eine ganz merkwürdige Erscheinung bei diesen Leuten ist, wie schon früher bemerkt, der nie versiegende Humor. Die mehr als sparsame Gemeindeverwaltung hat den armen Leuten Bettdecken zugetheilt, welche factisch mehr Loch als Decke sind. Nun machten sich die Trifter den

Jux und warteten die Zeit ab, in welcher am meisten Menschen die Habsburgerstraße passirten. Da standen sie nun zu zwei und hatten immer eine der zerfetzten Decken zwischen sich, dieselbe sorgfältig ausklopfend und reinigend, wie wenn sie das ihnen anvertraute Comunalgut eifrigst vor Mottenfraß schützen wollten.

Ein Curgast, der längere Zeit den Triftern bei der Arbeit zuschaute, offerirte endlich einem aus seiner gefüllten Tasche eine Zigarre. Der Trifter nahm sich gleich deren drei und auf die Meinung des Herrn, daß dies denn doch ein bischen unbescheiden sei, entgegnete er: „Zwoa, woast Mensch, rach i heunta, und uana rach i morgn, nôr bsinn i mi zelm a nou, daß die Stadtlinger rare Leuta sein“.

Ein Bursche, voll trockenen Humors ist der „Franzl“, der beim Feuer auch immer den Ehrenplatz einnimmt. Ein mittelgroßer Mann mit bärtigem nicht unschönen Gesichte, sonnenverbrannt, nur die Stirne zeigt in einem helleren Streifen, wie weit er sich den Hut eindrückt. „Franzl, wie gehts?“ rief ich meinem alten Bekannten zu. „Schlecht geat's miar, Mensch“, antwortete er, „unter die Riffianer Wenta ist a Wind gewesen, daß es an lôngsômen Esser die Suppa aßn Löffl außer gewahnt hôt. Van Riebl hatt 's mi nicht gewundert, woasta, der Geizteufl, die Häuserin, kocht 'n schun soufl truckn“. Seiner philosophischen Betrachtung nach vergleicht er die Arbeit beim Holztriften in der „Lack“ mit dem „Knödlessen“. Bei beiden Beschäftigungen muß der Mensch „a gwisse Schneid“ haben.

Ein langweiliger Arbeiter, der den runden Prügel im Wasser nicht schneidig anpackt, bringt ihn schwer heraus, weil er sich dreht. „Und a Esser, der an Knödl in der Supp nit recht unsticht, woast, zelm tônzt er drinn ummer, wie 's der Schuallearer von der Weltkugl 'n Kindernen bschriebm hôt". An einem besonders windigen Tage, an welchem die Kälte auch auf seinen unverwüstlichen Humor einen tieferen Eindruck machte, jammerte er: „Teufl, woasta, bin i schun sechs Wochn in Wôsser und der Stockfisch ist nou ôlleweil nit augewoacht". Ein anderesmal meinte er, er habe eigentlich seinen Beruf verfehlt, denn das Triften sei eine harte und schwere Arbeit, bei der man sich durchaus nichts ersparen könne. „Wenn 's Jôhr ummer ist, wôs hôsta? dreihundert fünfasechzig Tôga und sist an blôbm Oha". Wenn er noch einmal auf die Welt komme, so werde er ein Kammacher oder eine Hebamme, denn dies seien die sichersten Gewerbe in den jetzigen schlechten Zeiten, „Läusa und Kinder gerôthen alle Jôhra, und wenn 's a Schaurjôhra seien".

Auch die Poesie ist bei den Triftern zu Hause und als ich jüngst fast bis Mitternacht mitten unter ihnen am Feuer saß, hatte ich Gelegenheit, einen ganz famosen Improvisator aus dem Stegreif zu hören. Hier einige Proben:

Und in Trifter, sôgt er,
Seine Hous, sôgt er,
Hôt an Sprung mittn über's Knia,
Und ist sein Gsicht, sôgt er,

Nou sou krumm, sôgt er,
Kimmt's von betn epper döchter nia.

Denn bam betn, sôgt er,
Ist der Trifter, sôgt er,
A nit soufl gearn mit derbei,
Lei dös klinglen, sôgt er,
Mit die Glaslen, sôgt er,
Sell versteat er epper wolten glei.

Selbstverständlich begriff ich die zarte Anspielung mit „die Glaslen" auch sofort und bald klingelten sie wirklich in der Runde.

Bald darauf folgte nachstehende Improvisation:

Der Prügl im Wôsser
Der rumpelt umanônd
Und i bin in der Stôtta
Mit an Diandl bekônnt.

Und der Prügl im Wôsser
Ueberpurzelt nit schlecht,
Und kam i zen Fensterln.
War's in Diandl schun recht.

Ober's Fensterln, sell geat nit
'S wur mahrig die Goß,
Denn i bin a Trifter,
Und i bin hôlt fetznôß.

ferner:

Die Pfeif ist miar gsprungen,
Die Hous hôt an Riß,
Mit'n Geldbeutel hôn i
A tamisches Gschiß.

'S Hemmat*) hôt kuan Fuater,
Voller Löcher ist der Huat,
Die Schuach sein uhne Souln,
Sou geat's nimmer guat.
Af'n tenget'n**) Stütz'n,
Bin i heunt a nou krump,
Dô sôgt nôr mein Diandl,
I sei a rechter Lump.

Wenn ein Holzknecht oder ein Trifter erkrankt, so ist eine nicht selten angewendete Medicin folgende: Ein Achtel Branntwein, ein Quantum Butter mit etwas Zucker und Honig wird über einem mächtigen Feuer gekocht und dann auf einmal eingenommen. Die eine Sicherheit hat man meiner Meinung nach bei diesem Höllengebräu, ich hatte Gelegenheit daran zu verkosten, daß, wer nicht schon am Genuß zu Grunde geht, Aussicht hat gesund zu werden.

Eine Verletzung, z. B. eine Quetschung, ein Hautriß, wird mit Pech oder Harz behandelt, und ebenso für Seitenstechen nicht selten ein tüchtiges Pechpflaster aufgelegt. Mit kleineren Leiden werden nicht viel Umstände gemacht: „Wenn da bis übern H . . . . . . in Pfeirerbôch dinnen steast und 's stoaßn diar die Prügl ôlleweil zen der Krippa, Mensch, zelm bsinnst di nicht mear af 's Krônksein".

Und sind dann die schönen Tage der Holztrift vorbei und wird der Rechen abgebrochen, dann sagt der Trifter

---

*) Joppe. **) linken.

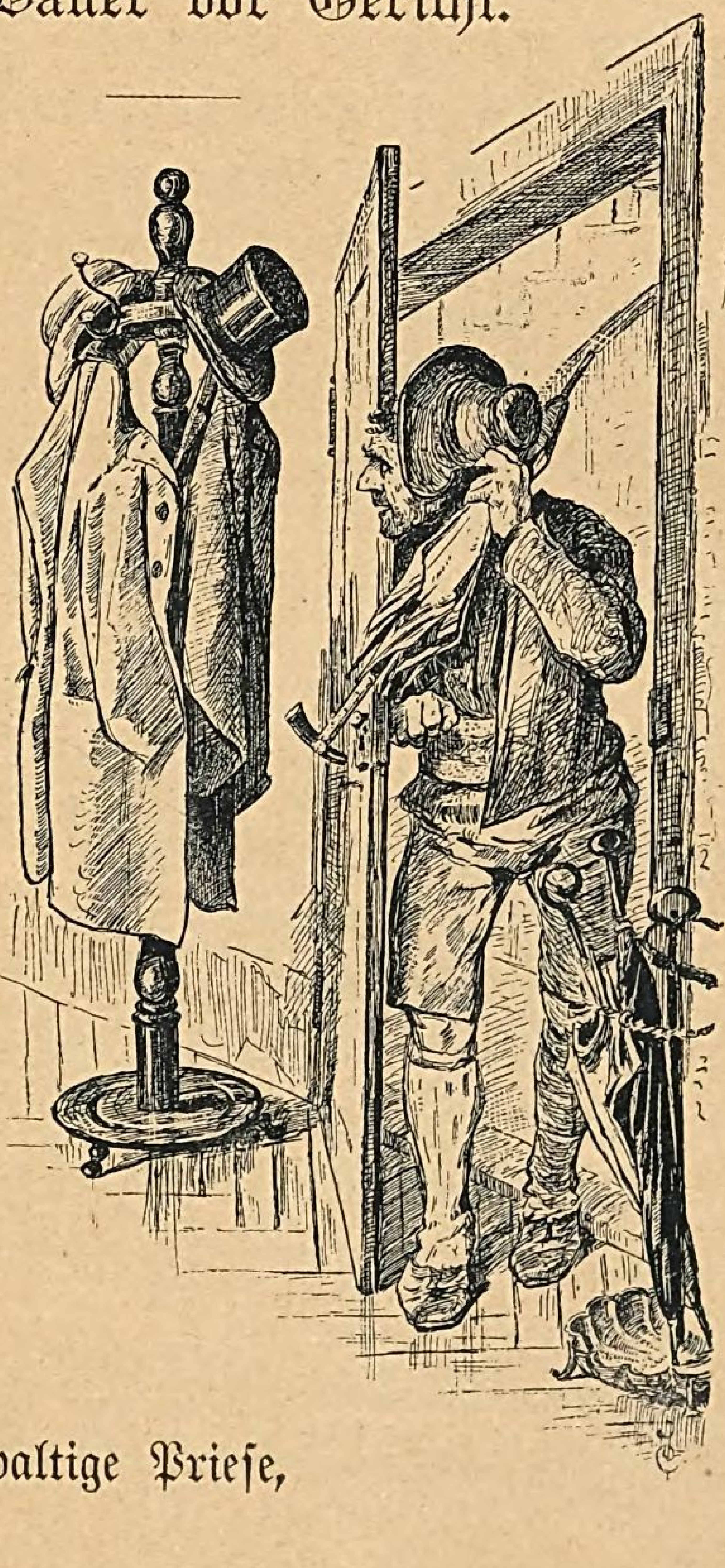
trotz aller Mühe und Beschwerden: „Fein ist's gewesen huira, a rars Triftn". Dann schultert er seine schwere Axt, seine Steigeisen, richtet sich seine Pfanne zurecht und vielleicht auch eine alte Flinte und verschwindet wieder auf Monate in den Waldungen. In einer Hütte, durch deren Fugen der Wind „wia die schianste Kirchnorgl" pfeift, schlägt er seinen Wohnsitz auf. Vorerst sammelt er sich wieder Moos für sein Lager und dürres Abholz für seinen Kochherd; einer der Burschen, die sich zusammen gethan, wird zum Koch ernannt, ohne etwa sich die Verpflichtung aufzuladen, vor Ausübung seiner Kunst die Hände zu waschen. „Zwui denn? Der Mensch woaß nit, von wôs er fett werd".

Und mit fröhlichem Humor beginnen sie die schwere und gefährliche Arbeit des Holzfällens, und weitum lingen die Schläge ihrer Axt. Für die schlauen Eichkätzchen aber und für die „Harmelen" beginnt eine böse Zeit, denn „in die Suntigs und Feirtigs" gehen die Burschen nicht ungerne mit der „Schnatter" und brennen den Thieren eine Ladung Schrott auf den Pelz, besonders wenn er ein Gewehr hat, welches der Martel Jörg in Platt „af's teadtn grichtet hôt, denn der sell versteat de Ôrbet". Und am Abend sitzen sie alle um das qualmende Feuer, den Rücken gegen die Rauchseite zugewendet und kauen ihren „Tschigg" oder schmauchen ihr Pfeifchen und erzählen allerlei Geschichten „von selln Môrtenerk der die Leuta hôt können bônnen" oder „von der Völlaner, Hexa, de der Pater in die Rôbmstuaner Wenta versprengt hôt", oder auch vom Kloutzn Sepp, der mit der

Expeditiuna af Nôrdpôln auchn ist und zelm 's Arz-grôbn derlearnt hôt".

Dann verkriechen sie sich in ihr einfaches Moos-lager und schlafen gesund und frisch dem Morgen ent-gegen und stimmen dabei einen Schnarcher an, daß es tönt, als sägten sie eine knorrige, astige Tanne ab.

Der Bauer vor Gericht.



Die Herren des k. k. Bezirksgerichtes sind im Verhandlungs- oder Tagsatzungszimmer versammelt. Die Federn der Schreiber knistern über das Papier hin. Dort sucht einer derselben, die Feder quer im Munde, nach gewissen Akten im Regale und ein anderer wischt mit dem Hasenharl den reichlich verschütteten Streusand von seinem Tische und erfrischt seine Kopfnerven durch eine gewaltige Priese,

welche ihm der Amtsdiener aus der „birchenen" Dose reicht.

Da klopft es an die Thüre, ungefähr so, als geschähe es mit einer Hand, die in einem dicken Fäustling steckt.

Ohne die Aufforderung einzutreten abzuwarten, öffnet sich die Thüre vorsichtig und langsam, nur so weit, um den Kopf des Bauern hereingucken zu lassen.

„O baleib, dô isches nitta".

„Was wollt ihr Bauer und wen sucht ihr".

„A i wer schun fahl gôngen sein".

„Nun, kommt doch herein", sagt hierauf der Beamte, „das wird sich schon herausstellen".

Endlich schiebt sich die ganze Gestalt in die Stube. Vorsichtig mustert er alle Anwesenden, sieht sich rings im Kreise um, wohin er seinen Regenschirm stellen könnte, den er zum Schlusse so placirt, daß er während der ganzen folgenden Verhandlung jeden Augenblick umfällt, und mit einem entschuldigenden: „Oha", oder „sell will i sechn", wieder aufgestellt wird.

„Nun, warum kommt ihr her zu uns, Bauer?"

„Joa wögnen Paul".

„Was für ein Paul, was soll's mit dem Paul?"

„Joa und die Kua".

„Mein Gott, es ist rein zum Haarausreißen", ruft ungeduldig der Beamte, „was ist denn mit dem Paul und der Kuh".

J kônn drei Eid ôlögn, ôlle zöch'n kônn i auröckn, daß i recht hôn", antwortet der Bauer.

„Ja auf was wollt ihr einen Eid ablegen, in Gottes Namen?“

„Daß sie nit traget ist“.

„Ja was geht denn dies uns an“, ruft der Amtirende, aufspringend.

Der Bauer kratzt sich verlegen hinter den Ohren und es kommt ihm fast gelegen, daß der Schirm gerade umfällt.

„Joa, ihnen geat's freili nicht uhn, ôber er hôtt's gsôgt“.

„Wer denn, zum Teufel noch einmal!“

„Joa der Paul“.

Der Beamte macht, um sich zu beruhigen, einige Gänge durch's Zimmer, setzt sich endlich hin und fangt mit dem Bauern, wenn möglich in der Mundart desselben, zu verhandeln an.

Es ist kein kleines Stück Arbeit, so nach und nach herauszuquetschen, wie die Geschichte eigentlich war.

Mißtrauisch guckt der Bauer auf den nebenan arbeitenden Schreiber; fast mehr zu dem, als zum Beamten selber sprechend, denn er ist im Ungewissen, was der alles niederschreibt; am Ende gar seine Aussagen. Und ein schreibender, besonders ein schnellschreibender Mensch macht auf den Bauern immer einen großen Eindruck.

Innerlich nimmt er sich fest vor, nichts zu unterschreiben, denn „mit die Schriften“ ist schon mancher „augsessn“.

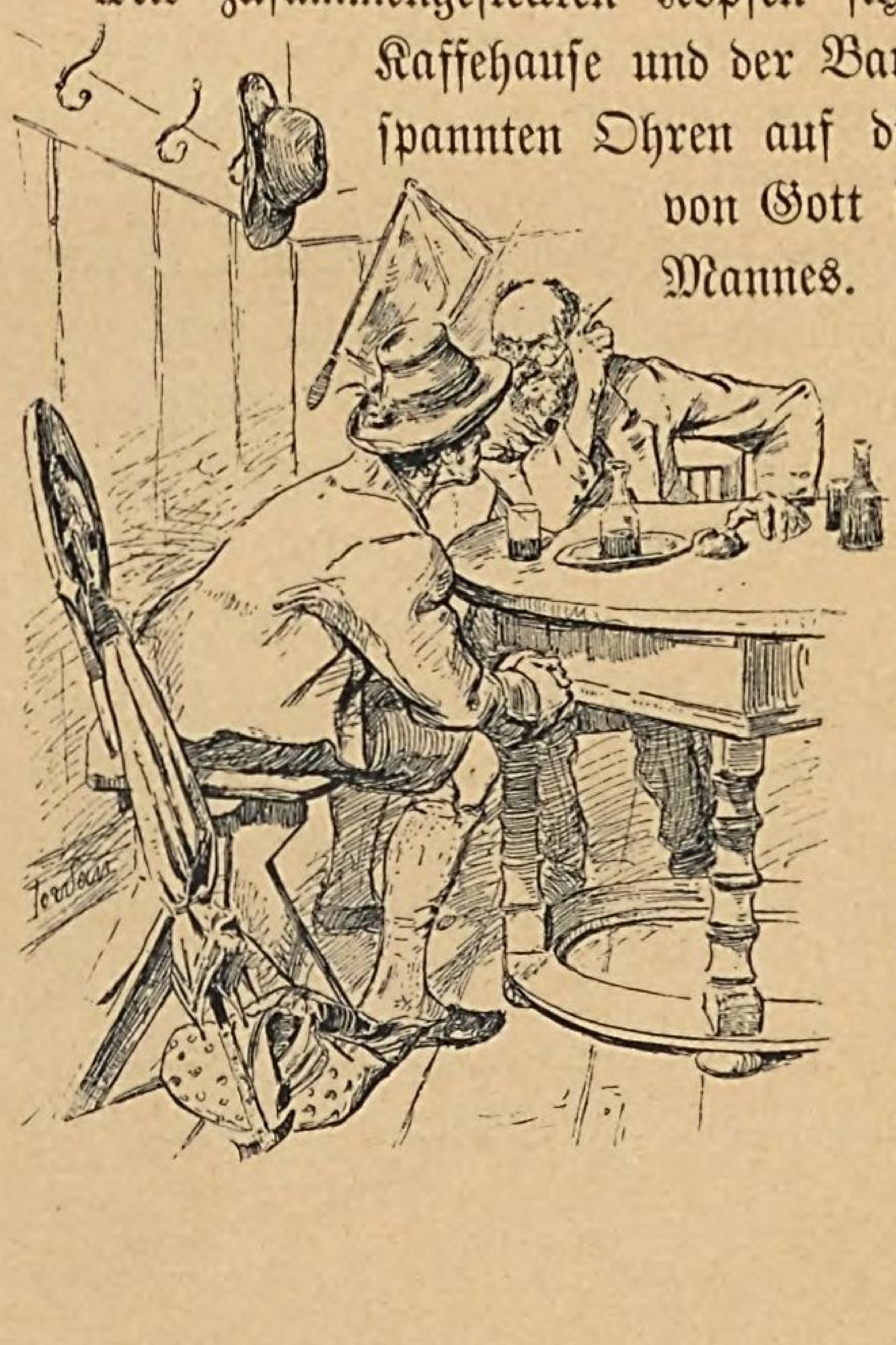
„As der Schrift lesn sie's gônz ônderst außer, woast, ôls wia du 's gmuant hôst“, versichert der Bauer.

Die Verhandlung in diesem Falle wäre nun eine ganz leichte und ein Ausgleich gut möglich.

Der Bauer hat eine Kuh unter der Zusicherung gekauft, sie hätte „augnummen", wie sie „dermit zum Stiar gfôhrn sein". Diese Zusicherung hat ihm aber der Verkäufer selbst nicht gegeben, der die Kuh eben, weil „sie hôrt aunehmend ist", fortgibt, sondern der „Manschet". Es ist dies ein ganz gewöhnlicher Bauernkniff.

Der Bauer ist aber nicht ohne weiters zu Gericht gegangen, sondern hat zuerst einen „Winkelschreiber" aufgesucht, der ihn gehörig präparirt hat.

Mit zusammengesteckten Köpfen sitzen sie in einem Kaffehause und der Bauer horcht mit gespannten Ohren auf die Belehrung des von Gott begnadeten klugen Mannes.



Und „a pfiffiger Mensch" muß er sein, der Winkelschreiber, weil er „schun drei môl kuckt ist".

Daß er schon drei Strafen abgesessen, erhöht nur sein Ansehen.

Und wenn ihm der Redefluß aus-

geht, und er markirt dies schlauer Weise so oft, als sein Glas leer ist, klopft der Bauer der Kellnerin um „a frische Hôlbe“.

Und als er dem Bauern nun gar einen Fall erzählt, genau wie der vorliegende, den er „a gwunnen“ hat, „schôfft er gschwing a Bratl un“.

Diese sogenannten „Winkeladvokaten“ sind vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus ein Schaden, denn sie „schürn“ nicht selten so lange und zwar in vielen Fällen auf beiden Seiten bis ein Streit „in Zug kimmt“, nur um zu verdienen. Es gibt sogar wirkliche Advokaten, die auf gutem Fuße mit Leuten so zweifelhaften Schlages stehen, weil sie ihnen Kundschaft zuführen.

Bei den gerichtlichen Vernehmungen ist der Bauer ungemein zurückhaltend mit seinen Antworten, die er auch selten bestimmt abgibt.

„Sell werd schun sein“. „'s ist mir nimmer recht wissentle“ u. s. w.

Es würde zu weit führen, alle die Kniffe aufzuzählen, die gebraucht und angewendet werden, um noch „a Hinterthürl“ zu haben.

Wird ihm irgend ein vermeintliches Recht abgesprochen, so tritt er hervor, zieht einen Bündel Schriften aus seiner Tasche, meistens alle seine Schriften, auch solche, die auf die laufende Verhandlung keinen Bezug haben, und sagt triumphirend: „i wer mein Gerecht schun auweisn“.

Sucht ihm der Richter jedoch klar zu machen, daß er Unrecht habe, daß seinem Gegner das Recht zugesprochen

werden müsse, so entgegnet er: „O baleib, mei Recht ist schun von Ôlters her: wenn miar do kuan Recht werd, wer i schun an ôndern Ôrt findn“.

Ist ein Bursche in Sachen einer Paternitätsklage vorgeladen, so wird er den intimen Umgang mit dem Mädchen kaum leugnen, höchstens wird er sagen: „ôndere sein a zuabn gôngen“; in vielen Fällen wird er aber auf die Frage, was er nun zu thun gedenke, antworten: „ôschwörn“.

Der Schwur spielt eine große Rolle bei den Bauern und wird auch bei jedem Anlaß angetragen.

„I kônn ölle zöchn Finger auröckn derfür, sou wôhr isches“.

Und wenn von der Gegenpartei die Aussage bezweifelt wird, kann man gleich hören: „A heilis Jurament kônn i drau ôlögn“.

Ob es unsere Bauern mit der Heiligkeit des Eides sehr strenge nehmen, die vielen Abstrafungen wegen Meineid lassen es bezweifeln und ein alter, erfahrener Jurist theilte mir die Aussage eines Bäuerleins mit, die da lautete: „Krôd zu wettn getrauet i mi nit, ober beschwörn kannt i's“.

Wie wir Specialärzte haben für alle möglichen Krankheiten, so hat der Bauer seine bestimmten Advokaten für besondere Fälle.

„Af Boazn ist naner, der kennt sie ba die Wasser aus“. Ein anderer ist wieder tüchtig für „ôlte Recht und Grenzn“. Dann finden sich welche, „de 's Intreibm“ aus dem Fundament verstehen.

„Woast, der zwickt diar 's außer", sagt der Bauer, „und wenn der Tuifl drauhucket".

Nur „'s Roatn", meinen die Bauern, können alle Advokaten gleich gut. „Do war diar a Apothegger lei a Bantlkrumer dergögn".

Dem Bauern, der „af 's Gricht" will, kennt man sein Vorhaben schon auf der Straße an. Er schneidet ein äußerst bedenkliches Gesicht, macht vorsichtige Schritte, als wäre er schon der in Gerichtsstube, nimmt ganz in Gedanken verloren auf der Straße seinen Hut herunter und streicht sich die Haare glatt in die Stirne. Den Gerichtsdiener grüßt er mit vertraulicher Höflichkeit, und ganz gewaltig Respect hat er, wenn ihm Jemand mit Acten unterm Arm begegnet.

Kommt es in der Gerichtsstube zum Abschluß, zu einem Ausgleich vielleicht, so verlangt er, daß es „in die Schrift inni muaß", daß er „nochgiebi" gewesen sei.

Mit langen Schritten wandert er in die Tabaktrafik gegenüber, um den vorgeschriebenen Stempel, den er vorsichtig in ein Papier gewickelt zwischen Daumen und Zeigefinger bringt, „sist grauset sich der Hear epper lei ban oleckn".

Dann klemmt er seinen Hut zwischen die Knie, nimmt die Feder zur Hand, taucht selbe nebst Zeig- und Mittelfinger in das Tintenfaß, klemmt die Zunge unter die linken Schneidezähne und unterschreibt.

Mit einem freundlichen: „Nôr lôßn miars hôlt a sou" schiebt er zur Thür hinaus.

Diese Federzeichnung bitte ich nicht allgemein anzuwenden.

Es sind dies eben humoristische Figuren, wie sie in jedem Stande vorkommen. Diese Figuren aber gehören trotz alledem zur Charakteristik unserer Tiroler Bauern.

Es finden sich hingegen wieder Bauern, besonders unter denjenigen, die als Sachverständige herangezogen werden, in Angelegenheiten zwischen Regierung und Gemeinde, oft Männer, die neben einer staunenswerthen Gesetzeskenntniß eine rasche Auffassungsgabe und einen Scharfsinn besitzen, welche einem Juristen Ehre machen würden. Sogar im Landtage haben Burggräfler Bauern gesessen, etwa nicht als einfache Stimm-Maschinen, sondern als Männer, die in Wort und That die Interessen ihres Bezirkes kräftig vertreten haben.

Der Burggräfler bei der Mahlzeit.



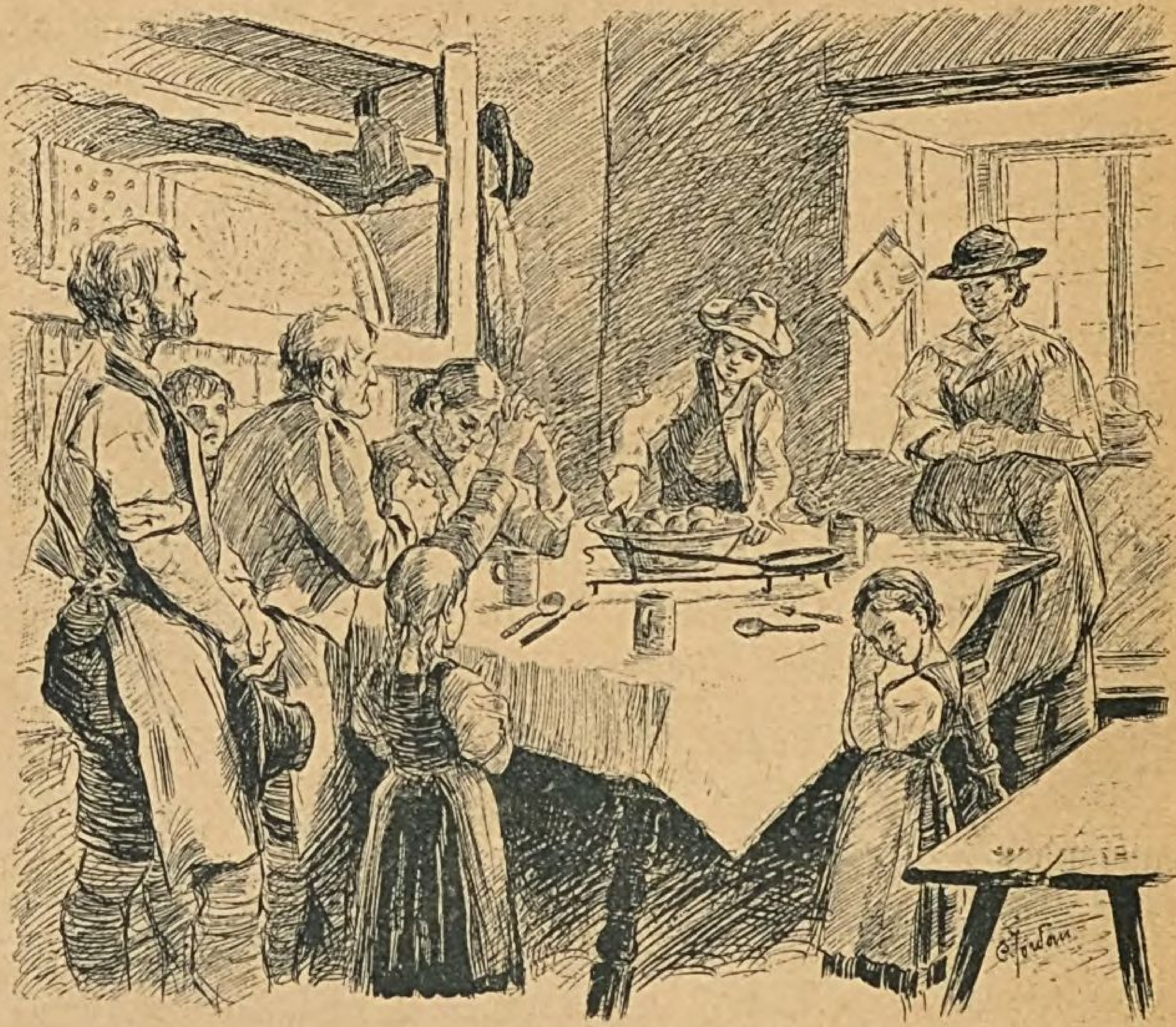
Die Küche und die „Speis" sind in einem Bauernhofe des Burggrafenamtes zwei wichtige Räume, denn die „Kost" spielt im Leben unserer bäuerlichen Bevölkerung eine große Rolle. Wenn man einen Meraner Bauern aus der Anatomie examiniren wollte, so würde er auf die Frage: welches ist der edelste Theil im menschlichen Körper, gewiß antworten: „Der Magen". Die Liebhaberei für einen guten Tisch, oder besser gesagt, der gutbesetzte Tisch, denn diese Liebhaberei dürfte unter der arbeitenden Classe in der ganzen Welt zu finden sein, wenn sie dieselbe nur befriedigen könnte, stammt entschieden aus jenen Zeiten, in welchen die mangelhaften Verkehrsverbindungen eine Ausfuhr der reichen Bodenproducte nicht gestatteten.

Der Bauer musste also nothgedrungen das aufessen, was auf seinem Hof wuchs und aufgezüchtet wurde.

Diese angenehme Seite des „Aufessens" hat sich begreiflicher Weise viel leichter erhalten, als manch anderer guter alter Brauch. Wenn ein Knecht oder eine Magd einen neuen Dienst suchen, so sondiren sie erst vorsichtig die Küchenzustände des betreffenden Hofes und es gibt solche, die in dieser Richtung verrufen sind. „Bam Brughofer stiabt der Rübl in der Schüßl, weil die Bäurin in Schlüßl zum Schmôlzkübl verlourn hat", oder: „Ban Moar in Büchl ist a Wunder gschechn". „A gea, wia denn?" „Der groaße Knecht hat an Speck in an Knödl gfundn". Solche und ähnliche Witze werden über bekannte „Hungerhöf" gemacht. Mit einer großen Sorge sieht die sparsame Bäurin den hohen Festtagen entgegen, die zugleich „Kuchelfeirtig" sind, denn „die Manderleut thatn sonst aubegearn", wenn das ortsübliche Menu nicht eingehalten würde. An Vorabenden solcher Feiertage schlendert der Knecht wohl auch aus seiner Kammer durch die „Laba" (Gang) zur Küche, scheinbar um sich eine Pfeife am Herdfeuer anzuzünden, eigentlich aber, um einen kritischen Blick auf die Vorbereitung zur morgigen Mahlzeit zu werfen, und befriedigen dieselben nicht, so kann die Bäurin, wenn das Gesinde am Abend hinter der „Kiachlschüßl huckt", wohl allerlei spöttische Bemerkungen hören, die vielleicht aus dem Grunde praktisch sind, weil derselben noch Zeit bleibt, ihre Fehler auszubessern.

Im Sommer beginnen die Mahlzeiten immer mit Salat, und zwar „Specksolet". Diese Eintheilung ist insofern nicht unpraktisch, als der Salat bei der enormen Hitze,

die selbst bei der schwersten Arbeit, z. B. beim Heumahd, den Appetit nicht aufkommen läßt, ungemein erfrischend wirkt. „Der Sôlet môcht die Gurgl schlutzig“, sagt der Bauer. Die Hausmagd deckt den Tisch. Das grobe leinene Tischtuch, die Gabeln und Löffel und das Salzfaß sind in der Tischlade untergebracht und werden nach den Plätzen der Einzelnen vertheilt. Dann werden die Weinkrüge aufgestellt, denn Wein muß bei jeder Mahlzeit da sein. „Wôsser kônnst wögnan Foaßtn nit sauf'n und eppes zen oischwänzn muast hôbm“. Endlich tritt der Bauer mit dem Gesinde ein, hängt seinen Hut an die Wand, streicht sich vorne die Haare glatt in die Stirne und spricht sein Tischgebet, in welches alle Anwesenden laut einstimmen. Daß der Burggräfler weite Zeit hinaus besorgt ist für seinen gut besetzten Tisch, beweist ein hier häufig gebrauchtes Tischgebet: „Lieber Herrgott im Himmel, gsegn uns Speis und Trank zu unserm Wohlsein, für ein langs Leben und alle Ewigkeit, Amen“. Also auch für die Ewigkeit bittet er um Speise und Trank. Nicht umsonst gab mir einst ein kleines Bauernmädchen auf meine Frage, was die liebe Mutter im Himmel etwa jetzt mache, zur Antwort: „O, de ißt seidene Würst und guldenes Broat“. Nach dem Tischgebet nimmt alles Platz und die große Suppenschüssel wird in die Mitte des Tisches gestellt. Im Sommer fängt man, wie schon früher bemerkt, mit Salat an, welcher ohne jede Zuthat von Brot verzehrt wird. Zum Schluß fischt vielleicht der eine oder andere Knecht mit seiner Gabel im Essig noch die Speckwürfelchen mit der



malitiösen Bemerkung heraus: „Der Essig thats in der Schärfen unsern Haustrunk böll oi". Und nun beginnt der Bauer die Suppe direkt aus der Schüssel zu löffeln, die Knechte folgen der Reihe nach, dann kommen erst die Mägde. Der Ellbogen wird auf den Tisch aufgestützt und der volle Löffel nie auf einmal, sondern immer in Absätzen geleert. „Ist's a buanigre Supp" wird der Knochen abgenagt und unter den Tisch geworfen. Aus diesem Grunde hält sich „'s Fuaßl, 's Waudele, 's Kranzl und der Türgl", oder wie die Hofhunde alle heißen mögen, beim Essen immer dort auf.

Das Anstechen der harten Knödel in der gemeinschaftlichen Schüssel ist eine wahre Kunst. Mir gelang

es immer sehr schwer; sie tanzten zum allgemeinen Gaudium wie die Weltkugel in der Suppe herum. Das Fleisch kommt in mundgerecht zugeschnittenen Stücken auf den Tisch, hübsch ausgetheilt auf der Schüssel voll Gemüse oder Kartoffeln. Die auftragende Magd weiß es dann recht schlau einzurichten, daß die „foaßtigstn Bröckler“ auf jene Seite des Tisches kommen, wo „ihr Knecht“ sitzt. Auch die Muspfanne weiß sie geschickt zu dirigiren, daß die gelbe, geschmolzene Butter fein auf seiner Seite zusammenläuft, welches Unternehmen er dadurch unterstützt, daß er mit seinem großen Löffel sofort eine hübsche „Tschött“ macht. Gesprochen wird bei Tische wenig, denn hiezu ist die Beschäftigung eine viel zu wichtige; höchstens daß der Bauer ab und zu einmal eine Bemerkung einwirft. Gleichwie bei einer Dampfmaschine die Sicherheitsventile den Dampf zischend auslassen, so zeigen die geräuschvoll aufsteigenden Magenwinde an, daß die Mahlzeit bald zu Ende ist. Der Löffel wird am Tischtuch, die einzige Reinigung, die ihm zukommt, abgewischt, die Knechte dehnen sich einigemale kräftigst, dann wird wieder das Tischgebet gesprochen, diesmal mit dem Ave Maria verbunden. Beim dritten Absatze: „Das Wort ist Fleisch geworden“, knixen die Männer mit dem rechten Knie als Zeichen der Ehrfurcht ein, während die Weiber mit geschlossener Faust und etwas aufwärts stehendem Daumen an ihr flaches Mieder tupfen, wohl auch beim Gähnen vor dem Munde einige Kreuze schlagen, damit der Teufel nicht gar zu bequem durch das weitgeöffnete Thor in die arme Seele fahre.

Die Bäuerin selbst weiß sich aus dem Einerlei des Tisches zum Theil mit Kaffee herauszuhelfen, zu dem die kleinen Einkommen aus Garten und Hühnerstall häufig die Mittel beschaffen. Manchmal gehört der Bäuerin auch der Erlös aus dem jugendlichen Nachwuchse des Schweinestalles; dann freilich hat auch der Krämer besseren Zuspruch. Die Bäuerinnen suchen sich daher auch stets mit dem „Föcken Tänig"*) auf guten Fuß zu stellen, und sind in seiner Verehrung wohl die Marlingerinnen die eifrigsten.

Für die Küche unserer Bauernhöfe bestehen althergebrachte Regeln, die mit einer anerkennenswerthen Genauigkeit eingehalten werden. Zu diesen bewußten „bessern Tagen" strengster Observanz zählen: Neujahr, Dreikönige, Faschingssonntag, namentlich aber der Faschingsdienstag, Hollepfannsonntag (1. Sonntag in der Fastenzeit), Palmsonntag (wo die Dienstboten zur Osterbeichte zu gehen pflegen), Ostersonntag, Pfingstsonntag, Maria Geburt (8. September), Allerheiligen und der Christtag.

An Vorabenden großer Feiertage, die immer als Fasttage gehalten werden, sind Mohnkrapfen, Apfelküchl und Pfannzelten mit Kraut unerläßlich. An den Winterfeiertagen spielt Schweinefleisch mit Kraut eine große Rolle, denn auf einem Hof, der den Credit nicht verlieren will, muß „Schweinene fuaderweis autrogn werdn". Eine alte Redeweise auf die Frage nach der Größe eines Hofes sagt: „Mit an mittern Fackl machn sie nit viel

*) St. Anton, Patron der Schweinezucht.

Spetakl". Also ein kleineres Schwein „derpôckn sie in einer Mahlzeit. Bei den schweren Arbeiten im Frühjahr in den Weingütern erhalten die Leute zum „Halbmittag" und zur „Marend" nebst Brod und Wein auch Käse, der an einem eigenen Markttage, „in Kassômstig", den ersten Samstag in der Fastenzeit, verkauft wird. Dieser „pikante" Käs, über die Art und Weise, wie er feucht gehalten wird, coursiren allerlei Andeutungen, hat einen so schauerlichen Geruch, daß der Bauer dazu den miserabelsten „Hausleps" riskiren kann, wenn er auch noch so viel „schwefelet". In der Osterwoche gehören auf jeden Hof Anguilotti, die der Bauer, wenn es sein muß, auch zum Kaffee verzehrt. Sonst spielt auf dem bäuerlichen Festtisch „'s Bratl" (damit ist immer Kalbsbraten gemeint) und auf dem Werktagtisch „'s Hôlbgselchte" eine große Rolle. Im weiten Rauchmantel der Küche hängt immer eine Menge „G'selchts", natürlich im höchsten Grade rußig, so daß selbst die dicke Gerstensuppe, im Winter die gewöhnliche Abendspeise, eine taubengraue Farbe bekommt. Zur Zeit, wenn die Knechte im Winter in der überheizten Stube „Bôndfirmen" (Weidenruthen zum Aufbinden des Weingartholzes) herrichten, wird „Marend und Nôchbla zônzouchn". Anstatt um 3 Uhr kommt der Marendwein um halb 5 und um 5 Uhr die Gerste. Nachher, wenn gegessen ist, „tantlen die Knecht nou a fezzele umer", und die Mägde spinnen oder thun „Fersöln füslen" bis zum Rosenkranz.

„Gschmölzte Fastenbrezn", „Köst'nsupp" und „Stockfisch" spielen auch eine große Rolle. An Sonn- und

„gmuanern" Feiertagen paradirt „'s Gstraunene". Besucht unser Bauer oder auch der Knecht in allerfrühester Zeit den Gottesdienst, so setzt er sich nach der Messe in eine Gaststube „zen ar saurn Supp und a Hôlbe Wein". Diese saure Suppe wird an Sonn- und Feiertagen zu Hunderten von Portionen verkauft. Wenn unser Bauer ein Gasthaus besucht, um seine Mittagsmahlzeit zu halten, so braucht er keine Speisekarte, denn, was er bestellt, ist immer „a Bratl". Der „Kaffee-Tzuzlerei" geht er auch sehr gerne nach und er bestellt sich denselben immer mit der Bezeichnung „a Schalele". Mancher behäbige Maiserbauer aber, der täglich „in die Stadt ini geat, zen der Kaffeehütt" bringt es auch auf drei oder vier „Schaleler".

Das Hausbrod wird immer auf dem Hofe gebacken und zwar in der Form von dünnem Zwieback. „Paarlbroad" ist hiefür die landläufige Benennung. Da jedoch nur alle Vierteljahr gebacken wird, ist es zum Schluß steinhart. Der Bauer nimmt ein solches Brod in seine hohle Hand und zersplittert es durch einen kurzen, festen Schlag auf das Knie, oder auch mit dem eisernen Löffel. Die Bäuerin in der Küche hat hiezu die „Broadgromml".

Das Essen ist dem Burggräfler Bauern eine so wichtige und angenehme Beschäftigung, daß die Kost nicht selten einen stundenlang ausdauernden Unterhaltungsstoff bietet.

Viele junge Bursche streben nur aus dem einen Grunde in die Stadt zu kommen, insbesonders aber in eines der vielen Pensionsgeschäfte als Hausknechte an-

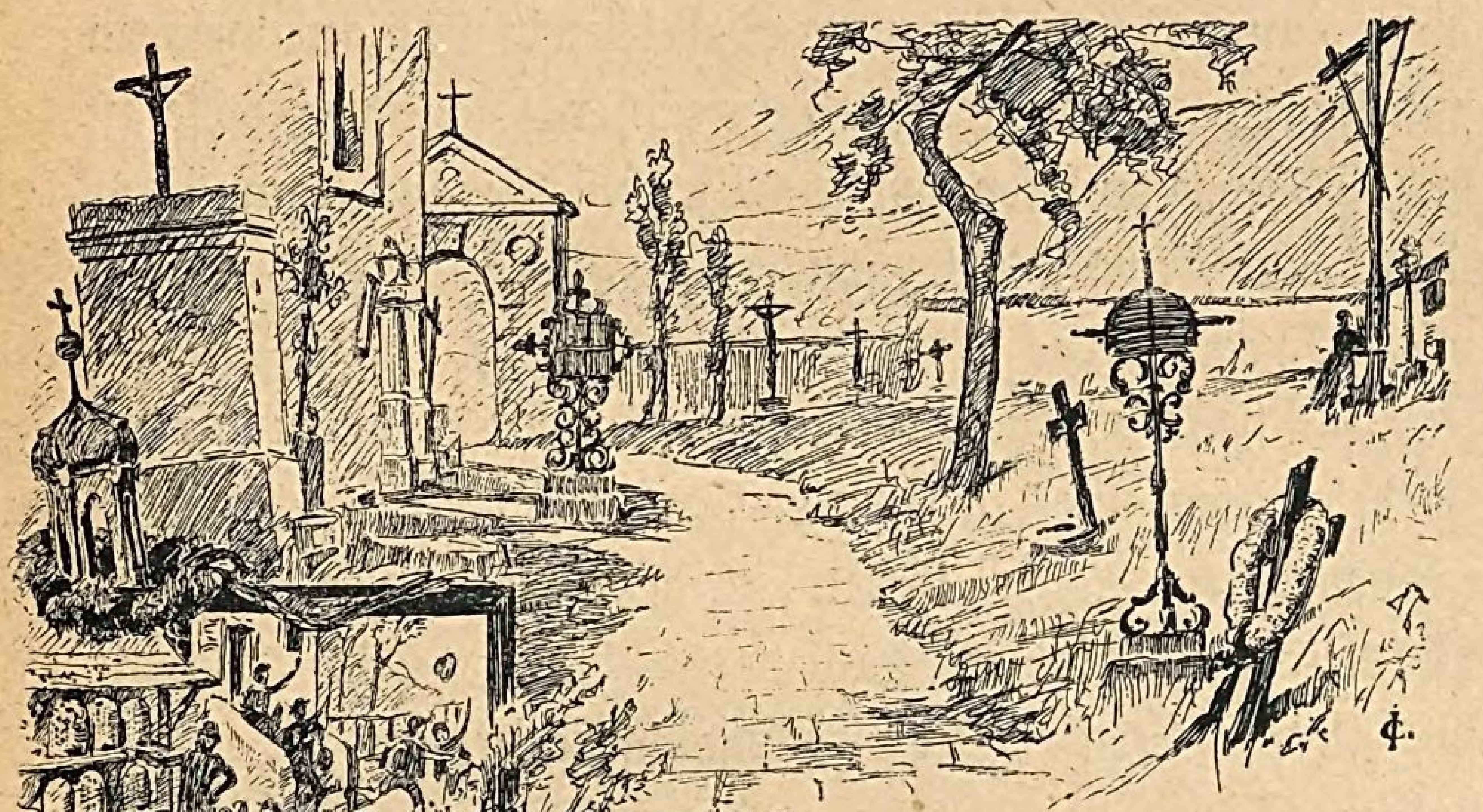
gestellt zu werden, wegen der reichlichen und „klüagern" Kost. Durch allerlei Dienstleistungen weiß er sich da beim Küchenpersonale einzuschmeicheln. Der Köchin richtet er das Brennholz handgerecht zu, reinigt ihr die Schuhe ꝛc. Der hübschen Kochenlernerin besorgt er Grüße, Briefchen und allerlei Bestellungen und in der Faschingszeit führt er die ganze Gesellschaft auf die verschiedenen Bälle.

Die Ritterdienste werden aber auch nach Gebühr belohnt. Der Hausmeister hat, wenn er sein Viertele trinkt, gewiß immer einige feine Delikatessen mit, „a Hüandlharl", „a Antnflügele" oder dergleichen.

Die Kost spielt eine so große Rolle bei unseren Bauern, daß sie sogar fast alle Begrüßungsformeln derselben umschließt. „Guatn Appetit", „ist der Formeß schun vorbei?", „muast di gschleunen, sunst versaumst in Mittôg", „schun after Marend", „wearst woll bald Nôchblen giahn", das sind so ziemlich die gebräuchlichsten Begrüßungsformeln. Als Variation wird auch noch eingeschoben: „Geah, zôhl miar a Halbele", „môgst lei schaugn, daß bôld was kriagst", oder „wars nit bôld Essenszeit?".

Die Krone aller Esserei ist eine Bauernhochzeit, die Vormittags um 9 oder 10 Uhr nach der Trauung beginnt und Abends um 7 Uhr endet. Ich hatte oft das sehr zweifelhafte Vergnügen, mit einer Einladung beehrt zu werden, und will das Menu der letzten Hochzeit meinen Lesern zum Schluß zum Besten zu geben. Die Hochzeit beginnt immer, weil die Brautleute häufig auch die heil. Communion nehmen, mit einem Frühstück. Also: „A

Tschugelari und Kaffee. Zenn Indunkn Brezidebroat. Nudlsupp und Würstlen. A augezierter kälberner Kopf mit an Aepfl in Maul. Gfüllte Krôpfn und Straubm. A wiachs Gstraunes af Erdäpfel. A kälbernes Bratl mit Solet. A Schweinenes mit Kraut. (Nach dem Schweinernen mit Kraut nimmt die Kellnerin der Braut den Kranz ab). A Gebôchns mit Zweschpm. A ingeboatzts Hôsenes in ar süaßn Brüa mit spanische Krôpfn. A schweines Bratl mit Erdäpfel. Gfüllte Krôpfn mit allerlei Fülln und a Pfanzl mit Hönig drinn. Die Turtner mit Gliedwein (Glühwein)". Die Schautorte ist bei den Hochzeiten die Hauptsache und je mehr und je geschickter der „Zuggerbäck" die „Fatschpopeler" anzubringen weiß, als zarte Andeutung des Zweckes des Ehestandes, desto größer ist sein Ruf. Ja es war eine schöne Hochzeit; acht Stunden hat sie gedauert. Und auf dem Heimweg kehrten einige der Hochzeitsgäste noch beim Muchwirth zu, da gabs „a saurs Kreas, sell ist soufl guat, wögnen af'n Mogn liegn". „Wünsch woul ogspeist zu hoben" sagen dann behaglich die Gäste zu einander.




Poesie auf den Gebirgsfriedhöfen.

Ich bin kein Dichter, kaum ein Reimschmied der gewöhnlichsten Sorte. Habe ich je einmal den Pegasus bestiegen, so war es ein Ritt, wie über das holprige Pflaster einer Dorfstraße, und ich mußte selbst die Zähne übereinander beißen, um die Zunge nicht in Gefahr zu bringen.

Vermesse ich mich nun gar, über Volkspoesie zu schreiben, so begnüge ich mich mit den Brosamen vom Tische der Reichen und beobachte weit ab vom Strome

des Touristenverkehrs, der an gut eingerichteten Gasthöfen, auch Hotels genannt, vorbeifleußt, und auf welchem munter jene formgewandten Erzähler schwimmen, die in den Spalten unserer großen Weltblätter gar so amüsant über Land und Leute aus den Bergen zu erzählen wissen.

Ich habe es nie unterlassen, am Wege das Marterl zu betrachten und auf dem einsamsten Dorfe den Friedhof zu besuchen und so ist in meinem Notizbuche manches Verslein eingezeichnet, das der Schmerz diktirt und oft in seiner rührenden Naivität packender ist, als der prunkvollste Spruch in Marmor gemeiselt. — Ueberhaupt gefällt mir der einsame Dorffriedhof, auf welchem der „wohlersame Bauer" oder die „tugendsame Jungfrau" unter dem schlichten Holzkreuzchen ruht, viel besser, als der städtische Friedhof mit seinen mächtigen Leichenblöcken, unter welchen der X. Y. schläft, der „ein Menschenfreund der edelsten Sorte, ein guter Vater, ein treuer Gatte, vieljähriger Magistratsrath und Zugführer der Feuerwehr ꝛc. ꝛc. war, und tiefbetrauert von seinen zahlreichen Verwandten und Freunden heimgegangen ist".

Wenn ich so auf einem einsamen Dorffriedhofe herum streiche, überkommt mich immer ein ganz merkwürdiges Gefühl tiefster Ruhe und Friedens.

All die Grabkreuze und Monumente erwecken in mir durchaus keine melancholischen Gedanken.

Es ist mir gerade, als sei ich schon ein Mitglied der stillen Gemeinde, abgeschlossen von der Außenwelt mit all den vielen Freunden im Glück und kalten Herzen

im Unglück. Das Geräusch des Lebens dringt aus dem nahen Dorfe zu mir herauf.

Ganz deutlich kann man es am plötzlich lauteren Geklapper erkennen, wenn der Müller die Thüre seiner Mühle öffnet. Von der Schmiede hört man das Pochen des Hammers herüber und nun der Kinderjubel? Ah, die Schule ist aus und der alte Herr Lehrer steht schon wieder bei den Bienenstöcken und grübelt nach, warum der liebe Gott dem jungen Menschenkinde die Emsigkeit und den Fleiß des kleinen Thierchens nicht zur zweiten Natur geschaffen hat und in seiner frommen Einfalt argumentirt er, zu was wären da die praktischen Birkenbäume erschaffen, und womit würde ein Schulmeister seine Sünden schon auf dieser Welt abbüßen, denn ein „grantiger“ Pfarrer könnte oft nicht dazu ausreichen.

Und dort drüben schleicht sich die Tragerin durch die Hinterthüre in das Haus, die Bäuerin hat ihr heute bei der Frühmesse mit dem linken Auge zugewinkt, rechts kniete der Bauer. Sie hat wieder einige Dutzend Eier und etwas Butter „af der Seit“, denn der Bauer „braucht nit ôlls zu schmöckn“. —

Doch ich wollte ja von meinen Streifereien auf den Friedhöfen erzählen und von den naiven, schlichten und doch oft so rührenden Poesien auf den verwitterten Kreuzen.

Unter dem Thurme einer kleinen Kirche fand ich ein Grabkreuz, himmelblau mit gelben Streifen gestrichen, und die Inschrift lautete:

Hier ruht unser einziger Sohn
N. N.

O, Herr! Du hast ihn uns gegeben,
O, Herr! Du hast ihn uns genommen,
Lasse uns im Himmel wieder
Recht schön zusammen kommen.

Ich konnte es mir recht gut vorstellen, wie der einfache schlichte Vater am offenen Grabe gestanden sein wird, sich mit dem Rücken seiner abgearbeiteten Hand über die nassen Augen fahrend, als man seinen Stolz, seinen einzigen Sohn einscharrte. —

Auf demselben Friedhofe fand ich ein eisernes Kreuz, an dessen Rückseite ein kleines Thürchen zu öffnen war und nachstehender Vers zu lesen stand:

Sechs Engel sind vorausgegangen,
Dann hat der Tod den Mann gefangen,
Der letzte flog nun auch ihm zu.
Herr, schenke allen die ew'ge Ruh',
Mir aber schicke hier hernieden
In Glaubenshoffnung stillen Frieden.

Das Kreuz erzählte mir eine ganze Dorfgeschichte. Es war schmuck und das Grab nett gepflegt. Vermögliche Bauersleute mußten es gewesen sein, die in guter, glücklicher Ehe zusammen lebten. Der Sterbetag des letzten Engels war schon vor mehr als zwei Jahren und auf dem Grabe lagen frische Blumen. Sechs Kinder verloren die armen Leute, und nun legte sich auch der Mann hin, um zu sterben. Das einzig übrig gebliebene Töchterchen verstund nicht, warum es die Mutter so

heftig weinend an sich zog, warum der Vater gar nicht mehr aufstehen wollte und auf einem so hohen Bette in der getäfelten Stube schlief. Und als dann die vielen fremden Menschen kamen, flüchtete es sich in eine Ecke, bohrte beide Fäustchen in die Augen und fing an, bitterlich zu weinen. Bald aber lag das arme, glückliche Kind auch auf seinem hohen Bette in der großen Stube, entrückt diesem irdischen Jammerthale. Die Amme aus dem Dorfe hat es gar wunderlich herausgeputzt mit schönen weißen Blumen und mit einem Krönchen von Flittergold und auf die wachsbleichen Wangen malte sie mit Zinnober rothe Backen. Und am Kopfende saß die alte „Ahndl“ und wehrte den Fliegen, gerade wie beim Vater und den andern Engeln. — Die arme Mutter aber kramte in der Kammer am Schrein unter den Kindersachen und betete aus tiefstem Herzen:

„Mir aber schicke hier hernieden,
Der Glaubenshoffnung stillen Frieden.“

* * *

Ein andermal saß ich auf der Mauer des Friedhofs und unweit von mir, gerade unter einer Station, auf welcher der Herrgott abgebildet war, wie er unter der Last des Kreuzes zusammenbricht, befand sich ein frischer Grabhügel. Drei Kinder trugen aus dem nahen Bache runde weiße Kalksteine zu, die ein größerer Junge als Einfassung für den Grabeshügel in die Erde schichtete. Das Grab war besteckt mit kurzen Buxzweigen in Kreuzesform. Plötzlich wurden sie vom „Bettelrichter“ mit

ziemlich unfreundlichen Worten abgerufen, und als ich wieder zum Dorfe hinauswanderte fand ich, wie der große Junge mit einem kleinen Bündel einem Bauern des Weges weinend folgte. Gestern begrub man die Mutter der armen Waisen und heute wurden alle bei verschiedenen Bauern von der Gemeinde gegen das „mindeste Angebot" ausgestattet. Auf dem Grabe der armen Mutter steht kein Kreuz mit einem Verse und die einfachen Zierden der Kinder wird Wind und Regen bald verderben. Die Gräber ohne Inschriften könnten aber oft am meisten erzählen.

Kurz angebunden ist die Grabschrift:

Im Leben so roth wie Zinnober,
Im Tode aber so bleich,
Sie starb am vierten Oktober,
Am sechsten war schon die Leich.

Auf einem alten, ausrangirten Kreuze, welches ich in der Ecke einer halb verfallenen Todtengruft fand, entzifferte ich mit vieler Mühe:

Mensch, du weißt nicht Tag und Stund,
Wann der Tod dir schließt den Mund,
Darum bet', so lang er offen,
Dann kannst auf Seligkeit du hoffen.

Auf einem anderen Kreuze stund:

Hier ruht der wohlersame 2c. 2c.,
der einem Schlaganfalle plötzlich erlegen.

Dreimal schon in seinem Leben,
Hat ihm der Tod den Deuter geben,

Das vierte Mal, da war es aus,
Da trug man ihn als Leich in's Haus.
R. I. P.

Eine einfache und schlichte Klage, darum aber nicht minder rührend, fand ich auf einer kleinen Marmorplatte eines Friedhofs im Vintschgau:

Mitten aus dem Eheglück
Nahmst, o Herr, den Mann zurück,
Ließt zu Staub und Asche werden:
O Herr, was soll ich nun auf Erden?

Es ist jammerschade, daß die alten schönen geschmiedeten Kreuze immer seltener werden und nun solchen aus Gußeisen Platz machen. Mit den Schmiedekreuzen verschwinden die alten Malereien und die alten Sprüchlein. Da war beim ersten Sterbefall im Hause immer die ganze Familie abgebildet. Die Männer mit den Hüten unter dem Arme in einer Reihe und die Weiber auf der andern Seite, alle mit fromm gefalteten Händen. Die ganz kleinen Kinder lagen auf einem Tisch als Wickelpuppen. Starb nun Jemand, so malte man über den Kopf des Betreffenden oder auch über den gefalteten Händen ein Kreuzchen.

Die Poesie der Dorffriedhöfe wird durch die alles beleckende, sogenannte Kultur weit hinaufgedrängt in das Gebirge. Sie verschwindet, so weit die quecksilbernen Glasleuchter und Vasen der Fünf-Kreuzer-Bazare reichen.

Weit drinnen im Ultenthale fand ich ein kriegerisches Erinnerungszeichen. Es war ein gut erhaltenes Holzkreuz ohne Christusbild; in der Mitte war der Name

Jesus gemalt und am Ende vom Querholz waren zwei, nun allerdings von Grünspan überzogene messingene Granaten, wie sie früher die Grenadiere auf den Patrontaschen trugen, angebracht.

Zur Erinnerung an den
Kaiserjäger N. N.,
welcher am 24. Juni 1866 bei Custozza gefallen ist.
„Gieb Gott, was Gottes,
Und dem Kaiser, was des Kaisers ist."
R. I. P.

Es ist allerdings keine Grabschrift, sondern vielmehr eine gemeinsame Bitte aller Verstorbenen, die ich unter einer alten Abbildung des Fegefeuers fand. In demselben war eine zahlreiche Gesellschaft abgebildet: Päpste und Bischöfe, Könige und Kaiser, Kaufleute, Bettler, Nonnen und Mönche. Darunter hin war die breite Straße zur Hölle, auf welcher auch eine stattliche Anzahl Erdenbürger aller Stände wanderte. Die Inschrift lautete:

Im Fegefeuer strecken sie die Händ'
Hinauf über die glühnigen Wänd'
Und jammern: o Wand'rer vergiß uns nie,
Bet' ein Vaterunser und Avemarie.

Auf den Dorffriedhöfen wird keine besondere Reihe eingehalten, sondern es werden, wenn es halbwegs möglich ist, die Familienmitglieder neben einander begraben.

*
* *

Auf einem Friedhofe fand ich ein altes Mandl sitzen, das sich vergebens abmühte, mit schwedischen Zündhölzchen, die sich, der liebe Himmel mag wissen wie, in seine Blechbüchse verirrt hatten, Feuer für sein Pfeifchen zu machen. Ich war ihm behilflich, und nachdem er seinem Aerger „über die nuimodischen Kenthölzer" Luft gemacht hatte, sagte er:

„Mei, i bin fölli ôlm lei auf der Paß (Aufpasser) af'n Freithouf und af'n Huangart.

„Zerst gieb i oubocht, daß miar 's Platzl neb'm meiner Ôlt'n bleibt. Wenn sie mi a mol oithian, kimmt miar für, ma kannt schiar zômhuangert'n.

„Und af'n Freithouf, wo ôlle meine Fruind und Bekonnt'n schlôf'n, dunkt 's mi völli fein, 's simuliarn".

Und er hat Recht der alte Tschaperl. So auf einem einsamen Dorffriedhofe ist es auch schön zu simuliren. Wenn alles ringsum still ist, so hört man das „Tick, Tack der Thurmuhr, das Laub raschelt über die Gräber und die Weihbrunnkessel ächzen an den Ketten.

* * *

Meist liegt die Dorfkirche auf einer Anhöhe und gestattet einen schönen Ausblick über die Umgebung. Das Gras wuchert in Massen, denn der Bauer hat für die Pflege der Gräber keine Zeit. Er braucht seine Arbeitskraft vollauf zur Bestellung der Felder.

Am Sonntag aber, wenn er aus der Kirche tritt, sucht er „seine Gräber" auf, um Weihbrunn „aufzuspritzen". Und ist die Erinnerung durch die Länge der

Zeit abgeschwächt, so markirt er diese pietätvolle Handlung von der Kirchthüre aus gegen die Gräber zu.

O Herr, o schenke uns die Gnad'
Zu leben hier im Frieden,
Denn das ist ja das größte Glück
Auf dieser Erd hienieden.
Und wenn es gibt oft Zank und Streit,
Und Kümmerniß und Sorgen,
Dann ruf uns in die Ewigkeit,
So sein wir g'wiß geborgen.
So ruf uns in die stille Rei'
Sechs Fuß tief in die Erde,
Daß unsre arme Sehle frei
Von allem Kummer werde.

Diesen frommen Wunsch fand ich auf einem Missionskreuze, halb verwachsen und vergessen, ein Zeugniß, welch hohes Gut der Friede hier unter den Menschen ist, daß der Dichter lieber auf das Leben verzichten will, als den Frieden verlieren.

*
* *

Ein gewisser Ausdruck von Behaglichkeit ist in dem Gedichtchen auf einem alten Grabkreuz des Friedhofes zu Gossensaß am Brenner. Dasselbe lautet:

„iatz hab ich üwer Wunden
und bin von Schmerzen frey
die langen traur Stunden
seind Gott sey Dank vorbey
das Grab gibt mir Fried
die threnen Wisch ich ab
Und lig von schmerzen miet
Ganz ruhig in den Grab.

Klingt das nicht wie das vergnügte „Ah“ eines müden Wanderers, wenn sich derselbe nach angestrengtem Marsch im Schatten eines Baumes in das Gras streckt? Der Friedhof in Gossensaß zeichnet sich ebenfalls durch seine wunderschöne Lage und die prächtige Fernsicht aus; er zeigt ausgeprägte Spuren des Fremdenverkehres, denn neben dem einfachsten Holzkreuzchen mit den schlichten, von ungeübter Hand geschriebenen Inschriften, findet man die massiven Grabsteine, die in goldenen Lettern bekunden, welch wohlgeborene Herrschaften hier der Auferstehung entgegenharren.

Ein des Lebens recht müder Mensch mußte da auf dem Friedhofe in St. Martin begraben worden sein, denn die Grabschrift sagt:

„Du bist nun fortgezogen
Aus diesem Jammerthal
Und wärst kaum dageblieben
Hättest gehabt du auch die Wahl“.

In St. Walburg steht auf dem Grabkreuze eines „ehrsamen Fütterers“:

„Ein Stier druckt mich an die Wand
Vielleicht Gott die Buß zu kurz befand
Nur drei Tag hab ich gelitten
Um einen Vater unser thu ich bitten.“

Nun, mein lieber und ebenso geduldiger Leser, schließe ich meine Friedhofbetrachtungen, und wenn sie den Freunden dieses Buches sonderbar erscheinen, so erlaube ich mir nur zu sagen, daß, wer Land und Leute beobachten will,

dieselben nicht nur in der Freude, sondern auch in der Trauer aufsuchen muß.

Und in unserem Tiroler Landl liegt noch ein ganzer Schatz von Eigenthümlichkeiten und Charakteristik der Gebirgsbewohner begraben. Wer ihn heben will, muß, wie die alten Schatzgräber durch Strauchwerk und Gestrüpp hin zur Stelle kriechen, wo er liegt. Und das Zauberwort?

Der Schatzgräber muß die Art und Weise der schlichten Leute kennen und verstehen und muß in ihrer Weise mit ihnen verkehren und sie nicht durch fremde Art kopfscheu machen. Er muß die Gabe haben, die mir seltener und seltener zu werden scheint: Nicht mit offenen Augen blind und mit offenen Ohren taub in der Welt herumzusteigen. Er muß weit abgehen vom Strome des allgemeinen Touristenverkehres, der an Gasthöfen, auch Hotels genannt, vorbeifleußt, um den von der modernen Kultur noch unbeleckten Gebirgsbewohner zu finden.



Marterln.



Marterln.

Das dankbare Vaterland, oder die auf ihre Siege stolze Nation, setzt den auf dem Felde der Ehre gefallenen Kriegern großartige Monumente und die ersten Poeten des Landes rühmen in schwungvollen Worten die Thaten der Getreuen.

Und an den Jahrestagen wandern die Angehörigen, die Vereine und Genossenschaften hin zu den Denkmälern und legen Kränze nieder mit prächtigen Schleifen und goldschimmernden Buchstaben.

Dann werden begeisterte und begeisternde Reden gehalten, patriotische Weisen gespielt und gewöhnlich bildet den Schluß der Feier eine Festtafel. Und dabei funkeln die Orden, welche bei der Enthüllung des Monumentes jenen Glücklichen zu Theil wurden, die es verstanden sich mit großer Ausdauer in den Vordergrund zu stellen.

Durchwandern wir unsere lieben Tiroler Berge, so finden wir oft mitten im duftigen Wald ein Zeichen, einfach, schlicht, ja naiv, welches dem Wanderer kundgibt, daß an dieser Stelle auch ein Tapferer, ein Getreuer im Kampfe gefallen ist, im Kampfe um's tägliche Brod. Der Flachländer hat keine Ahnung von den großen und vielen Gefahren, welchen der Gebirgsbewohner ausgesetzt ist; keine Vorstellung von dem mühevollen Ringen, durch welche er mit Anstrengung aller seiner Kräfte dem mageren Boden das abgewinnen muß, was er zu seiner und zur Erhaltung seiner Familie braucht.

Mit welchen Gefahren ist zum Beispiele die Einbringung des Wildheues verbunden und wer kennt nicht die vielen Opfer, welche die Holzarbeiten im Hochgebirge fordern.

Und stürzt ein solch Unglücklicher über eine Felsenwand, oder wird er von einem abrollenden Stein, von einem Baumstamm erschlagen, so errichten ihm seine Angehörigen ein „Marterl" an der Stelle, mit der Beschreibung des Unglückes und der Bitte: „Wanderer, bete ein Vaterunser und ein Ave Maria für die arme Seele".

Wie manches Marterl könnte uns eine ganze Geschichte erzählen, gerade wie die prunkvollen Monumente, eine Geschichte von Treue, Tapferkeit und Aufopferung. —

Auf einem einsamen Waldwege — ich bin ihn oft gewandert in früheren Jahren, er verbindet den Weiler Schweinsteg mit St. Martin im Passeirerthal — steht auch so ein Marterl, dessen Geschichte ich mit erlebt.

Immer, wenn ich vorbei kam, war eine frische Waldblume, ein Tannenreisig oder sonst ein Zeichen der Erinnerung an dem Marterl angebracht und als ich dies eines Tages nicht mehr fand, sagte man mir, die Leute seien von Haus und Hof gezogen. Ich war in meinen jungen Jahren von meinen Eltern auf dem Scheizenhofe zur Sommerfrische untergebracht. Man lebte dort nach alt pratriarchalischem Gebrauche.

Der alte Bauer war die erste Person im Hause. Das alte Mütterl führte mit der Tochter den Haushalt und beide verzogen nach Kräften das ihnen anvertraute „Stadtkind“.

Und an Sonntagen nach dem Gottesdienste versammelte sich die ganze Familie auf dem „Solder“ (Söller), man hatte dort einen schönen Blick ins Thal, zum traulichen Gespräche.

Da schnitzte mir der liebe „Jousl“ die prächtigen Mühlräder, die ich im großen „Kundl“ des Brunnentroges laufen ließ und mit welchem Stolz blickte der junge Bursche, meine Wenigkeit, um sich, als es ihm gelungen, die Mechanik einer kleinen Stampfe daran anzubringen.

Nach dem Segen legten wir uns manche Stunde unter den schattigen Fichten ins Moos, und die Rosa, die Tochter des Hauses, erzählte ihre alten Geschichten vom grauen Pechmandl, vom Ferner-Weibele, von den Salinger Fräuelein u. s. w.

Und wenn das gute, liebe Mädl anfing: „Es war einmal, mei es sind schon viel hundert Jahre her,“ so

legte ich mich recht behaglich zurück ins Moos, deckte mir meinen durchlöcherten Strohhut übers Gesicht und lauschte der alten Geschichte. Es brauchte nicht lange Zeit, vermengte sich der Klang des Saltausner Glöckleins, das Rauschen der Passer aus dem Thale, der Sang der Vöglein in den Zweigen mit der Stimme der Erzählerin.

Und war der kleine „Stadtlinger" dann wirklich eingeschlummert, so brach die treue Seele wohl einen Zweig vom Strauche, um den zudringlichen Fliegen zu wehren, und harrte geduldig auf sein Erwachen.

Rosa, die älteste Tochter des Bauern, war ein derbes, robustes Mädl, jedoch mit einem immer freundlichen, nicht unschönen Gesichte.

Besonders ihre blauen Augen blickten so hell und vergnügt in die Welt, daß die Burschen im Orte sich ihr nicht ungern in den Weg stellten, ja manches Sträußchen nächtlicher Weile an ihr Fensterl legten. Sie war mit allen freundlich, keiner aber konnte sich ihrer Gunst rühmen. Eines schönen Tages arbeiteten alle Leute des Hofes auf der abschüssigen Waldwiese, die an ihrem unteren Ende in eine schroff abfallende Moräne, wie sie zahlreich das ganze Thal zerklüften, auslief.

Rosa, bei der Arbeit immer die rüstigste, schaffte eifrig allen voran und unweit von ihr stand ihr Bruder. Auf einmal, ein gellender Aufschrei, das unglückliche Mädchen war dem Rande zu nahe gekommen, vielleicht auf einen überhängenden Rasen getreten und stürzte in die Tiefe.

Der erste Schreck lähmte die Glieder aller Augen-

zeugen, bleich wie der Tod stand ihr Bruder da, mit weit geöffneten Augen. Er war der erste, der wieder Leben gewann. Mit dem Ruf: „Jesus, Maria! Ros'l, liebe Ros'l!" war er mit einigen Sätzen am Rande des Abgrundes, ein kurzes Zögern — und auch er verschwand in der Tiefe. Nach langem, beschwerlichem Steigen und Klettern gelangten wir an die Stelle, auf welcher das unglückliche Mädchen lag. Die Aermste hatte schon ausgelitten. In der schönsten Vollkraft ihres Lebens ward sie auf eine so gräßliche Weise mitten aus dem Kreise der Ihrigen gerissen.

Neben der Leiche saß bleich in sich zusammengekauert der Bruder. Es war ein Wunder, daß er fast unverletzt in der Tiefe anlangte. Er hielt eine Hand der Verunglückten in der Seinen, das Auge trocken und fieberhaft glänzend. Kein Ton kam über seine Lippen, dem einfachen Sohn der Berge fehlten die Worte, um seinem Schmerz Ausdruck zu verleihen. Wie weh ihm aber ums Herz war, das zeigte das schmerzliche Zucken seines Mundes.

Aus Baumästen ward nun eine Tragbahre gemacht und die Verunglückte heimgetragen. Mit thränenden Augen suchte das Mütterchen die rothbefranzten Leintücher hervor, um der armen Ros'l ein schönes „Rechtbrett" (Paradebett) herzurichten.

Der Bruder hatte vor seinem Kammerfenster einige Nelkenstöcke stehen, die er wie seinen Schatz hütete und pflegte.

Kaum daß er an einem hohen Feiertag seinen Hut

mit einer Blüthe schmückte. Heute pflückte er all' die schönen Blumen, und stellte sie, in ein Glas eingefrischt, vielleicht das einzige im ganzen Hause, zu Füßen seiner Schwester, nahm seinen Hut und seine Joppe vom Nagel und kehrte erst zum Leichenbegängniß wieder.

Die armen Leute im Gebirge werden einfach und schlicht zu Grabe getragen.

Dem Sarge unserer Ros'l folgte die ganze kleine Gemeinde, und als der Priester die Anwesenden aufforderte, für die arme Seele noch ein Vaterunser zu beten, für ihre auf dieser Welt begangenen und noch nicht genugsam abgebüßten Sünden, wie die landesübliche Form lautete, beschlich mein junges Herz der Gedanke, das kann der Gott der Gnade und Barmherzigkeit denn doch nicht thun, daß er die arme, liebe Ros'l noch im Fegefeuer leiden läßt.

Jos'l, der Bruder, war nun wie umgewechselt. Kein Lachen, kein froher Jauchzer kam mehr über seine Lippen.

Wenn ich nach Jahren die lieben Leute im Gebirgsdorfe wieder besuchte, war unser Gang immer zum Marterl auf dem einsamen Waldwege. Jos'l hatte nun eine Menge von Nelkenstöcken; er brauchte ja viele Blumen für's Marterl.

Und im Winter im tiefsten Schnee wanderte der treue, liebe Mann hinaus, um wenigstens einen Tannenzweig an der Unglücksstätte aufzustecken.

Und als erst der Bauer und dann das liebe Mütterl sich ins Grab neben die Rosl legten, wanderten die einzelnen Familienmitglieder weit auseinander.

Und da nun nie mehr ein Zeichen der Liebe an dem verwittweten Marterl zu sehen ist, wird wohl auch Jos'l heimgegangen sein zu seinen Lieben. —

* * *

Im Martellerthale am Wege unweit des „Badls" steht ein Marterl gar aus Eisen und auf einem Sockel von „Marbl". Das Datum des Unglückes ist alt, „'s Gmalet" aber neu und frisch. —



Der Schaffermacher Martl hatte eine zahlreiche Familie. Die Kinder standen da wie die Orgelpfeifen. Lauter blonde Köpfe und blaue Augen.

Der Vater schnitzte Tag und Nacht an seinen Schaffern herum, die er nach Meran zu Markte führte, die Mutter flickte den Kindern auf die alten Flicken immer wieder neue, so daß die Röcke der Mädchen so steif abstunden, wie Krinolinen und die Hosen der Buben mit einer Panzerplatte fast zu vergleichen waren.

Der Schaffermacher Martl war ein armer Mann, aber nicht der Aermste im Dorfe.

Dies war der „Goaser Luis", den, wie die Leute im Thale sagten, „die Karner vergessen" hatten.

Der „Luisl" war thatsächlich als ganz kleines Kind

am Wege gefunden worden und trotz aller Proteste mußte ihn die Gemeinde aufnehmen.

Er wurde, wie dies so üblich ist, bei den Bauern „in die Kost ummer“ geschickt und endlich zum „Gmuangoaser“ erhoben.

Die älteste Tochter des Schaffer Martl und Luisl hatten sich so recht von Herzen lieb, und nie unterließ er es, von hoher Kuppe herab seinen Juhschrei ins Thal zu schicken und die schönsten Erdbeeren oder süße Himbeeren am Abend mitzubringen für sein Herzlieb.

Seine Annamaria war ihm auch dankbar dafür und der „Goaser“ hatte an Sonntagen immer den schönsten „Buschn“ auf seinen Hut.

Doch aus Knaben werden Männer und Luis mußte zu den Kaiserjägern einrücken.

Als er seinen Schatz beim Abschied frug, ob sie ihm auch treu bleiben werde, blickte ihn Annamaria verwundert an. „Treu bleiben? Gibt es denn etwas anderes zwischen zwei Menschen, die sich lieb haben?“ —

— — — — — — —

Die staubige Landstraße entlang wanderten einige Urlauber ihrer Heimat zu.

Beim Hirschenwirth in Algund machten sie Halt, denn dort stunden eine Menge Leute, die auf einen Hochzeitszug warteten.

Es wurde viel Spott getrieben, denn der vierundsiebzig Jahre alte Eggerbauer hatte ein junges Mädl mit zwanzig Jahr erheiratet.

Der Alte hatte ein kleines Kapital auf dem Schaffer-

macher Martl seinem Höfl und als er sein Geld mit Exekution hereinbringen wollte, sah er die schöne Annamaria und der Handel war bald abgemacht, denn das junge Blut wurde nicht viel gefragt.

Als der Hochzeitszug vorbeikam, sahen sich die Liebesleute zum letztenmale.

Der Luisl wurde kurz darauf todt am Abhange des Kofels gefunden, von welchem seine Juchezer oft so hell ins Thal geklungen.

Die klugen Leute im Dorfe meinten, beim Militär werden die Burschen alle verdorben, der Luis hätte in jüngster Zeit viel zu viel getrunken.

Und als der alte Bauer unten in Algund die Augen schloß, wurde das schöne Marterle aufgestellt.

Und da meinten wieder die klugen Leute im Dorf, es sei schade um's Geld, der Luis sei eigentlich doch nur ein Karnerkind gewesen und vom Militär als Lump heimgekommen. —

* * *

Als ich einst mit einer fröhlichen Gesellschaft dem weitum bekannten Mitterbade im Ultenthale einen Besuch abstattete, fand ich auf dem Wege eine Menge von Marterln, denn das Thal ist wild und es sind im Winter die Arbeiten im Walde sehr gefährlich. In einem der tiefen Thaleinschnitte stand auch ein solches Gedenkzeichen. Von ungeschickter Hand war die Abbildung, wie ein vom Berge abrollender Stein einen Menschen, der mit Abholzsammeln beschäftigt war, zerschmetterte. Die Inschrift

erklärte, daß der ehrsame Jüngling N. N. in der Blüthe seiner Jahre einen „gähen Tod“ gefunden.

Unweit dem Marterle hatte sich ein altes Mütterchen hingekauert und betete fleißig an ihrem Rosenkranz. „Mei“, erzählte sie, „i bet nit für den Verunglückten auf 'n Marterl. Sell ist a rechtschaffner, a braver Bua gwesn. Gsund und frisch, wie die Forelln in der Fôlschauer. Er ist bam Militär gwesn, drei Johr und sechszehn Tog und zelm hôt er ôllerhônd glearnt. Schreibm und roatn (rechnen), weil er ba die Geometter (Feldvermessung) zuathoalt gwesn ist. Und wia er wieder huam kemmen ist, hôt er in bestn Dienst kriagt in gônzn Thôl. Und 's Hôlbete von sein Luan hôt er seiner Muater brôcht und sist (sonst) a oft nou an Kaffee oder a weißes Broat vom Krumer. Und in Krumer sei uanzigs Madl hôtn gearn gsechn. I glabs a. 's ist a Mensch gwesn wia Milch und Bluat und fein, wia die liabe Stund. Und in Krumer wars a nit zwider gwesn. Und in sein Sterbtog bringts Krumermadl ôlm an Krônz von Ewigkeitlen, ober mei der Winter ist harb und in Langes vertrogn die Vögl de geln (gelben) Blüamlen. In heilig Obet ists gwesn. Zelm ist er af an Huangert zu seiner Muater kemmen und weils in Stübele a wolten kôlt gwesn ist, nimmt er die Krax, um nou a Holz zômzusuachn für sein Müaterl. Af die opern (schneefreien) Platz gian die Stuan schun gearn lous und sou hôbm sie 'n miar hôlt brôcht, spat af Nôcht; mit Kentl (Kienfackeln) hôbms gleichtet, 's ist schun finster gwesn. Joa, mein Bua ist's gwesn, der

brave Mensch, mein uanzigs Kind. Der liabe Gott im Himmel werd schun wissn, warum er dös Unglück über mi gschickt hôt. Und weil i niamet mear hôn, der mi unterstützt, hôbm sie mi in die Lotterhütt (Bettlerhütte, Armenhaus) thun. 's ist freili hôrt in meine ôlt'n Tag, ober ôlls Gott zu liab.

„Und betn thu i nit für mein Kind, dös ist von Mund au in Himmel kemmen. Betn thua i zen liabm Herrgott, daß er mi a recht bôld riaft zu mein liabm Kind in Himml und zu mein Ôltn (Mann), der schun lông voraus ist".

Kein noch so pompöser Aufzug, kein Drama hat mich je so tief erschüttert, wie die Erzählung des alten Mütterchen. Voll Ehrfurcht schaute ich zu dem einfachen Marterl auf, dem bescheidenen Zeichen, daß hier unendliche Kinderliebe erst mit dem Tode ihren Abschluß gefunden.

*
* *

Das Marterl ist meist ein kleines Taferl, auf welchem möglichst die Umgebung des Unglücksortes abgebildet ist. Tief ultramarinblauer Himmel, gelbe Wolken, grau-braun-grün-blaue Berge mit kugelrunden Felsblöcken. Im Vordergrunde kniet meist der Verunglückte im Feiertagsgewand abgebildet, gerade als wollte er sich in möglichst anständiger Form dem vorübergehenden Wanderer vorstellen. Im Hintergrunde ist dann das Unglück, wie es geschehen ist, selbst abgebildet. Da wird ein wahrer Riese von einem Bächlein fortgerissen, daß man meint, derselbe wäre leicht im Stande gewesen, das ganze Wasser aufzutrinken. Ein anderer wird überfahren und sind die

zwei Ochsen im Gespann in einer Galoppstellung abgebildet, wie in den alten egyptischen Reliefs. Ueber einen Dritten rollt ein Baumstamm gleich einem Nudlwalger, während ein Vierter abgebildet ist, wie er mit weit auseinander gespreizten Armen und Beinen kopfüber in einen Abgrund stürzt. Und dann erst der Text!

Was den Text anbelangt, will ich zwei Beispiele folgen lassen, und zwar zuerst einen deutschen aus dem Ultenthale.

Drei täg after Gregori wurd
an diser Stöl der ersambe
jüngling von einen abge-
aperten stein beim ströbschneit-
en mausstot erschlagen und
tat bitten um ein Vater Unser
und ave mari.

Der Text des wälschen Künstlers auf einem Marterle im Martellerthale, auf dem Jochübergange nach Ulten, schon ganz verwittert, lautete:

Ist der Trager mit einer
sagl*) schwarzplent**) über
Joch gangen und ist er
auf dieser stöll oifallt und
selig in der herrn storben
bet Vater unser und Ave maria.
R. I. P.
Der Mensch weis nitta Tag und stunt wann der er***) rufen.

---

*) Sackl, Säckchen. **) schwarz Polenta, Haidekorn. ***) Herr.



Bei den Karrnern.



Bei den Karrnern.

Schon lange wollte ich einmal den Karrnern auf der „Etschgranz“ einen Besuch abstatten. Ich kenne zwar diese zigeunerartige Gilde schon aus meinen vieljährigen Beobachtungen, wollte mich aber mit frischen Eindrücken an meinen Schreibtisch setzen und den werthen Leserinnen und Lesern etwas von den Karrnern erzählen.

Mit den Karrnern hatte ich es gut getroffen. Es war eine ganze Colonie auf der „Granz“ angelangt. Sechs Wagen standen der Reihe nach aufgefahren. Der Karren ist die Heimath, das Haus dieses Volkes. Der Kasten ruht auf zwei hohen Rädern und hat als Deichsel eine sogenannte Gabel. In die Gabel spannt sich der Mann ein, und links und rechts legen sich die Weiber „ins Geschirr“ im vollsten Sinne des Wortes. Die Bespannung, wenn man beim Menschen so sagen darf,

besteht aus zwei Achselgurten, die in einen Ring eingenäht sind, von welchem aus der Zugstrick bis an den Karren läuft. Mit dem ganzen Oberleib legen sich diese armen Geschöpfe in die Zugstränge, um den schwerbeladenen Wagen zu ziehen, und Liebesworte sind es auch nicht immer, mit denen sie vom Manne angetrieben werden. Originell ist die Sperrvorrichtung. Ein gebogenes Birkenstämmchen ragt hinter dem Wagenkasten hervor, und fällt die Straße, läßt der Karrenzieher das Ende am Boden schleifen. Ist das Gefälle aber sehr groß, so stellt sich, um die Bremse wirksamer zu machen, wohl auch eines der Kinder hinten auf. Kinder und Hunde umschwärmen immer den Wagen, die Kinder bettelnd, die Hunde bellend. Und auch unter der Blache auf dem Karren selbst gucken meistens die Blondköpfe heraus, das Gesicht mit einer Kruste von Spuren der letzten Mahlzeit überzogen. Mit einer Hand halten sie sich am Blachenreifen fest, mit der andern sind sie auf der Bürsch nach jenen jagdbaren Thierchen, für die keine gesetzliche Schonzeit vorgeschrieben ist. Aus einem alten Hut ist an der Außenseite eine Art Wandkorb angebracht, in welchem sich die Werkzeuge für allfällige Unfälle auf der Reise befinden. Alle alten Nägel, gebrochene Hufeisen 2c., die sich auf der Landstraße etwa finden, werden da hineingeworfen.

Im Herbste sammeln die Kinder eifrigst Pfirsichsteine. Die Mutter brennt die Kerne und mengt sie unter den Kaffee.

Vorne auf der Gabel, noch von der Blache überdeckt, ist ein ovaler Korb mit der jüngsten Prinzessin angebracht,

die gar vergnügt in die Welt guckt. Und warum sollte sie es nicht? Hat ihr die Mutter doch einen ganz herrlichen „Zuzel“ aus einem Leinwandläppchen mit gekautem Brod gereicht. Und Abends, wenn sie lange nicht einschlafen will, kommt noch ein Löffel voll Branntwein darauf. Ist das nicht prächtig? Wenn nur der älteste Bruder nicht wäre. Der Schlingel stiehlt ihr oft den Zuzel fort und saugt den schönen Branntwein selbst heraus. Zwar in neuester Zeit kann sie sich nicht mehr beschweren, seitdem er das Tabakkauen angefangen hat. Es war aber auch die höchste Zeit, er ist schon seine acht Jahre alt.

Die Karrner in Tirol sind ein eigener Menschenschlag, in ihrem Wandertrieb nicht unähnlich den Zigeunern. Vintschgau und das Innthal stellen das Hauptkontingent. Wenn sie auch von Zeit zu Zeit in die Heimatgemeinde zurückkehren, treibt sie unsagbare Wanderlust, wohl auch die bittere Noth wieder hinaus auf die Landstraße, die eigentlich ihre Heimat ist, in der sie sich wohl fühlen.

Meistens treiben sie Handel mit allem Möglichen und Unmöglichen. Im Herbste sind es Früchte, die sie weit hinauf ins Nordtirol und nach Baiern verführen. Im Spätherbst besuchen sie die Märkte im Innthal als Kastanienbrater, dann sind sie wieder Korbflechter, Hadern- und Geschirrhändler, Hundezüchter, Haftlbeißer und endlich Händler mit Schleifsteinen.

Auch einen neuen Exportartikel hat ein Karrner erfunden. Zu den werthlosesten Abfällen zählen in den

Restaurationen die Selterwasserkrüge. Da kaufte sich vor einiger Zeit ein Karrner einen ganzen Wagen voll solcher Krüge um wenige Kreuzer und exportirte selbe nach Pusterthal u. s. w. als — Wärmeflaschen für die Betten. Holz und Wasser findet sich in der ärmsten Hütte der rauhen Seitenthäler. Und so füllt sich die Magd, heimlicher Weise auch der Knecht, einige solcher Krüge mit heißem Wasser, um in der luftigen Kammer, in welche bei starkem Winde wohl auch der Schnee hereinweht, das Bett zu wärmen.

Ihr Familienleben — was sage ich, ihr Familienleben? das kennt der Karrner im eigentlichen Sinne des Wortes nicht. Sie sind Mann und Weib, haben Kinder, Hunde, einen Karren und einige blecherne Kessel, um von den Kapuzinern und den Hotelküchen die erbettelten Speisen zusammenzutragen, das ist alles. Die Kassa führt immer das Weib, die Kassaschlüssel der Mann. Letztere sind die Prügel, die er seiner besseren Hälfte verabreicht, wenn sie kein Geld herausgeben will.

So nachlässig und schmutzig gekleidet sie auch sonst herumsteigen, so haben sie doch ihre Zeiten, wo sie sich nicht ungerne „zusammenwixen". Der Mann trägt ein kleines, rundes Hütchen mit Goldquasten, die reichgeölten Haare fest an die Stirne seines, meist blatternarbigen Gesichtes geklebt.

Ein buntes seidenes Halstuch, durch einen messingenen Ring gezogen, um den Hals, die viel zu kurze, an den Taschen glänzend schmierige Weste offen und ein Hemd mit möglichst vielen Brustfältchen. Die Hosen werden

durch eine rothe Binde oder durch einen Riemen festgehalten und reichen kaum bis an die Knöchel. Die höchste Eleganz ist, wenn selbe unten mit Leder besetzt sind. Feste, mit Wagenschmiere gesalbte Bindschuhe bekleiden die Füße. Der gehäkelte Tabakbeutel mit rothem Futter ist unter den Hosenriemen gesteckt und eine bemalte Wassersackpfeife hängt zwischen den schwarzen Zähnen, wenn er nicht gerade Tabak kaut. Das Haar des Weibes glänzt auch wie ein gewichster Stiefel; rothe Korallen in mehreren Schnüren umspannen den Hals, das Kleid ist aus bedrucktem Kattun und reicht mit der hellen Schürze bis halb an die Waden. Weiße Strümpfe und derbe Schuhe vollenden den Anzug. Unter der Schürze trägt sie die ausgenähte Geldtasche, ähnlich der der Kellnerinnen.

Der liebste Schmuck des Mannes ist eine Uhrkette aus Silbermünzen. Das Weib trägt hingegen gerne mehrere Ringe, entweder aus Silber oder „Hennengold“. Bei den Kindern kennt man keinen Sonntagsstaat.

So aufgeputzt, der Mann den Hut keck auf die Seite gerückt, die qualmende Pfeife im Munde und einen kleinen goldenen Stern oder einen Ring im Ohr, das Weib oder das Mädchen weit austretend und die Röcke schwingend, stolziren sie in die Stadt.

An Werktagen haben die Weiber und Mädchen immer ein buntes Tuch, dreieckig zusammengelegt, um den Kopf gebunden und ist der Knoten meistens so arrangirt, daß er den Mund deckt.

In jeder Stadt, ja in jedem Dorfe haben sie ihr

Wirthshaus oder den „Buschen“, in welchem sie am liebsten verkehren. Ja sogar für ihre Wägen haben sie die bestimmten Lagerplätze, die sie immer wieder aufsuchen. Diese Plätze werden von allen anderen fahrenden Leuten, die auch Freilager beziehen, respektirt.

Nun ist die ganze Kolonne glücklich auf der „Passergranz“ angelangt. Die alten Lagerplätze sind noch genau ersichtlich an den angebrannten Steinen und Holzresten und sonstigen Abfällen.

Dort jener große Block, auf den drei weiße Kalksteine hingelegt sind und eine Reihe solcher nebeneinander nach Süden zeigend, geben den heute angekommenen Karrnern das Zeichen, daß eine ihnen aus diesem Signale genau erkennbare Familie vor nicht langer Zeit hier gelagert hat und gegen Bozen abgezogen ist. Lange können sie noch nicht fort sein. Die letzten Regentage waren Ende vergangener Woche, und die Asche auf den verlassenen Feuerstellen ist noch frisch und trocken.

Die Karren werden nun nahe an die Uferschutzmauer gerückt und vorne mit einem Knüppel aufgestützt, daß sie nicht überschnappen, wenn die Kinder im Wagen „ranggeln“. Der freie Raum unter dem Wagen wird nun auch mit alten Tüchern verhangen und so eine Art Zelt hergestellt.

Die Weiber ziehen die Federbetten aus dem Karren hervor und breiten sie in der Sonne auf den Steinen des Bachbettes aus. Nicht etwa, wie viele meinen, um die Betten zu lüften, sondern die im Karren von den Kindern zusammengestampften Bettfedern in der Sonnen-

wärme wieder aufquellen zu lassen. Die Buben haben sich ein altes Küchenbeil, das sie irgendwo einmal zurückzugeben vergaßen, hervorgeholt und machen eine Exkursion auf die umliegenden Wiesen und Felder, um Brennholz zu sammeln. Nur einer, der älteste Bube, ist in die Stadt gelaufen und durchwandert die Straßen, den Blick zu Boden gesenkt, wie ein indianischer Pfadsucher. Er macht Jagd auf Zigarrenstummeln, denn in seinem Tabakbeutel ist Ebbe.

Die Männer bringen indessen einige, vielleicht schon im vergangenen Jahre angefangene Körbe und etliche Bund Flechtweiden zum Vorschein, um dem Lager den Anschein zu geben, als würde die Korbflechterei ganz ernstlich betrieben. Nun ja; die Gensdarmerie hat oft so sonderbare und neugierige Fragen zu stellen. —

Bald brennt ein tüchtiges Feuer und der Kaffeehafen wird „zugesetzt". Mocca ist es nicht, wa sie da brauen. Vom gewöhnlichsten Kaffee ein kleiner Zusatz, dann einige tüchtige Stücke „Zigoripackl". Unter den Kaffee wird nicht selten geröstetes pulverisirtes Korn, Pfirsichkerne, Erdmandeln oder auch Erbsen gemengt. Für einen „Strohriedel" wurde ein Kessel Milch vom nächsten Bauern eingetauscht und bald trinkt die ganze Familie vergnügt ihren Kaffee. Der Eine hat ein Trinkglas, die Frau eine Tasse, ein Dritter ein Weinkrügl und der älteste Bursche, der nicht zu kurz kommen will, heißen Kaffee aber nicht hineinbringen kann, hat den Deckel des Milchkessels genommen, weil sich in dem flachen Gefäße das Getränke rasch kühlt.

Inzwischen hat es bei den Kapuzinern dreiviertel Elf „geklenkt“ und es ist Zeit, für das Diner zu sorgen. Die Kessel werden hervorgeholt und Weiber wie Kinder wandern in die Stadt. Es ist da wieder von großem Vortheil, nicht zu spät zu kommen, denn der Bruder Koch bei den Kapuzinern hat die unangenehme Eigenschaft, aus der Suppe zuerst die „Friegl und Brockn“ herauszufischen. Die später Kommenden „kriagn lei 's Gschlamper“.

In den verschiedenen Pensionen und Hotels stellen sie sich an die Küchenthüre und schnuppern mit lüsterner Nase in der Küche herum.

Zur Winterszeit dient dieser Aufenthalt zugleich als Wärmstube. Unwillige Worte sind nicht im Stande, diese Gäste zu verscheuchen, daran sind sie ja gewöhnt. „Zudringlich wie die Wanzen sinds“, meint die alte Köchin der Pension.

Beim „Melbler“ werden auch einige kleine Einkäufe gemacht, z. B. etwas Schweinfette, ein Fläschchen Essig, ein Stück Speck oder dergleichen. Salz kaufen sie seltener. Für diesen Artikel haben sie eine eigene Bezugsquelle. Es ist in Südtirol üblich, wenn Jemand stirbt, an die Armen, die zum „Rechtbrett“ beten kommen, Salz zu vertheilen. Da wandern nun die Mitglieder der Familie einzeln in das betreffende Haus, stehen ein kleines Viertelstündchen mit scheinheiligem Gesichte vor dem Paradebett und nehmen mit unzähligen „Vergelts Gott in Himmel ein, viel tausedmôl“ die Salzspende in Empfang. Diese wird einfach ins Schnupftuch eingebunden.

Von allen Seiten rücken nun Weiber und Kinder mit den „Kösselen“ ins Lager ein. Da wird nun das Erhaltene sortirt und ein Plan entworfen, wie man's „richtn“ könnte. Meistens lautet die Speisekarte: „Kötzngschroa“. Fleisch- und alle andern Stücke werden in einer Pfanne geröstet, etwas mit Mehl überstaubt und Essig dazu gegeben.

Die Zuspeise ist im Sommer oft „Specksalat“. Salat — nun Salat findet sich ja überall, das heißt die Karrnerbubn wissen ihn überall zu finden. Die Weiber reinigen dann das Geschirr im Bache, nehmen wohl auch einige kleine Reparaturen vor, die Kinder wühlen im Sande herum und die Männer legen sich auf den Rücken in die Sonne, decken den Hut übers Gesicht und lassen den lieben Gott einen guten Herrn sein.

Ich aber setze mich zu einem alten Manne, der mit einer sehr primitiven Zange, aber mit einer staunenswerthen Fertigkeit eine feine messingene Kette, „a Dachkatzl-Köttl“, wie er es nannte, anfertigte. Er nahm eine Zigarre von mir dankbarst an, biß ein tüchtiges Stück herunter, schob



den Rest in seine Westentasche und begann hierauf zu erzählen.

„Af der Hoad uhne Wind,
Af Stilfs uhne Kind,
Af Möls uhne Spott,
Der ist begnôdet von Gott“.

„I bin sist a Stilfser, wir sein unsere zwölf Gschwistert gwesn. 's Letzte hat müssen a Madl sein, der Vater hat nit load gfluacht, sunst hätt die Muater a Pension kriagt vom Kaiser.

„Mei, so sein mir hôlt a im Lônd herumzogn mitn Karren, bei Wind und Regn, Sommer und Winter, bei Hitz und Költ. I bin just a zwoa Jahrlen im Bairischen gwesn mit an Gschirrhändler, und wia i wieder hoamkemmen bin, hôbens mi auf Gricht kemmen lôssn. Do hôb i müaßen nôchspieln zu die Kaiserjäger. I hätts schon solln voarn Jôhr thuan, ôber sie hôbm mi nit gfunden, vielleicht a gar nix gwüßt von miar, denn geboren bi i eigentli unter der Latscher Brugg. Getauft werd i schon lei amôl wordn sein; zur Firmung bin i aber dreimôl kemmen. Ônmôl in Meran, da hôb i an neus Gwand kriagt, wier habns um vier Gulden sechzig Kreuzer verkaft. Ônmôl in Brixn, zelm hat lei a Mittag außergschaut und ônmôl af Kopfstuan (Kufstein), zelm war der schmutzigste „Göd“, der hôt miar lei fünf Zepf*) gebn.

„Der Richter hat freili gwaltig gschriern, aber wôs hôt er machn wollen! Lesn und schreibm hôb i nit glearnt und in a Schuel bin i a nit kemmen. Doch,

*) Zehnkreuzerstück.

daß i nit lüeg; onmôl hôt mi der Pfôrrer zwoa oder drei Wochen daheimbhaltn und hat miar 's Nothwendigste beibracht für die Beicht und Kommunion. Mei, i hab ôlles schon wieder lông vergessn.

„Und wia i ausdient hôb bei die Jager, bin i hôlt hoam und hôb mi aufs Neu wieder in Karrn eingspônnt. Mei Vormônn bei die Jager, der hoam hôt können, weil i's beim Nachspieln verspielt hôb, hat miar fünfundzwanzig Guldn gschenkt, wia i hoamkemmen bin. Mit den Geld hôb i mi mit der Annamaria z'sammthun, dö hôt an schian blaugstrichnen Karrn vom Vôter geerbt ghôbt und an schwôrzn Pudl. Den Pudl hôbn miar in Obermais um fufzehn Guldn verkaft und mit unsere vierzig Guldn an Gschirrhôndel angfôngen. 's ist uns nit schlecht gôngen, nur hôt sie mei Ôlte durchaus in Kopf gsetzt, miar solltn heirathn. Die Gmuan hôt uns die Bewilligung nit gebm und miar wars wirkli Wurst gwesn, aber der Gmoan zu Trutz hôbm miar in Karrn eingstellt und sein nach Rom gwôndert ins Pilgerhaus und dort sein miar getraut wordn.

„O, nach Rom sein früher viele Leut afs Heirathn gwôndert. Und wia miar hoamkemmen sein, hôbns uns eingsperrt zur Strôf, daß miar uns hôbm trauen lôssn, die narrischn Leut. Uns ists gleich gwesn, miar hôbm uns tüchtig ausgrôstet von der weitn Roas. Und nacher hôbm miar hôlt wieder angfôngn zu „grattlen" Land aus und Land ein. Und heut ist mein Aeltester a schon verheirathet; der grüane Karrn, der dritte do untn mit die zwoa Krummpschnoblsteign, gheart sein.

„Ja, ja, 's ôlte Gröttner Michele hôt ôlm gsungn:

„In Winter weards kôlt,
Und die Leut wearn ôlt,
Und die Glieder wearn steif,
Afn Kopf fôllt der Reif,
Und 's Herz gspürt kuan Liab,
Die Augn wearn triab,
In die Oarn thuats summen,
Der Kopf thuat uan brummen,
Die Zähn fôlln enk aus
Der Summer ist draus,
Im Winter weards kôlt
Und die Leut wearn ôlt".

Inzwischen war es Abend geworden. Wir sitzen alle vergnügt um ein helles Feuer herum, der Branntweinflasche, die ich von Marling bringen ließ, wird tüchtig zugesprochen.

Die Damen, zum Theil aus den Pfeifen der Männer schmauchend, entwickeln bei der Flasche auch ganz annehmbare Züge und geben sich die größte Mühe, so emanzipirt als nur irgend möglich auszusehen, was in diesen Kreisen genau denselben Eindruck hervorbringt, wie im Salon.

Ein Bursche erzählt unter dem schallenden Gelächter der Anwesenden, wie er und seine Genossen vor einigen Jahren bei einem hiesigen Kaufmanne einen ordinären, verdorbenen Kaffee eingekauft und mit Waschblau schön gefärbt habe, um ihn, mit wirklich reißendem Absatz in den besten Bürgerhäusern als geschwärzten Schweizer Ceylon zu verkafeun.

Ein Zweiter lobte seinen Hund, der recht einträglich sei, weil er ihn fast schon in jedem Dorf in Südtirol verkauft habe, „ober er kimbt ôlm wieder, gelt Fuaßl“.

Die Kinder verkriechen sich alle nach einander in die Karren, die Hunde, werden sie nicht mit hineingenommen, lagern sich in die warme Asche der Feuerstellen. Die Weiber machen unter den Karren die Betten zurecht und beschweren die Decken am äußeren Ende mit Steinen, um die kalte Luft möglichst abzuhalten.

Im Lager wird es immer stiller, nur im letzten Karren zanken sich noch ein Mann und ein Weib. Richtig, er prügelt sie noch zum Abendsegen tüchtig durch, wahrscheinlich verlangt der Mann den Kassaschlüssel. —

Im ersten Wagen, knapp neben dem Rade hebt sich nun das Tuch ein wenig in die Höhe und eine Gestalt kriecht heraus, sich vorsichtig nach allen Seiten umsehend. Die Luft ist rein, man hört nur da oder dort das Schnarchen eines Schläfers. Ein leiser Pfiff ertönt, gerade so, wie ihn die Nachtigall flötet, ehe sie mit ihrem Liede voll beginnt. Es muß ein Signal gewesen sein, denn auch an einem andern Karren regt es sich und auch dort kommt eine Gestalt zum Vorschein. Ohne ein Wort zu wechseln, verlieren sich die zwei bald im Dunkeln.

Sie schlagen einen Feldweg ein, gelangen an einen Garten und ducken sich fest an den Zaun. Da hebt der Eine vorsichtig seinen Kopf und wirft ein Reis knapp an das Haus und brummt irgend unverständliche Worte in den Bart. Alles bleibt stille.

„Der Hund ist im Haus drin, gut geht’s Mandl“,

flüstert er befriedigt seinem Kameraden zu. Dann drücken sie sich zusammen und einer schlägt vorsichtig Feuer und zündet sich eine Zigarre an dem brennenden Schwamm. Dies ist eine Lampe, die Licht genug spendet, um das schöne Obst an den niederen Spalierbäumen finden zu können.

Wie eine Katze so gewandt, klettert er nun über den Zaun und kriecht von einer Spalierreihe in die andere. Die Prachtexemplare von Birnen, die edlen Calville sind seine Beute und der Kamerad nimmt sie vorsichtig in Empfang. Mit aller Sorgfalt werden dann die edlen Früchte im Wagen geborgen und um theures Geld an den Früchtenhändler verkauft.

Auf dem Heimwege machen die zwei Gesellen vielleicht auch noch da und dort Halt. In einem Garten hängt einige Wäsche. Weiße Wäsche nimmt der Karrner nicht ungerne. Am gemusterten Zeug hat er weniger Freude, man kommt zu leicht auf damit. Plötzlich ducken sich die zwei hinter eine Mauer im tiefen Schatten. Der Ortspolizeidiener kommt daher, um daheim von seinem schweren Tagwerk des Kartenspieles in den verschiedenen Buschen auszuruhen. Das Auge des Gesetzes hat keine Ahnung, wie nahe ihm das Verbrechen war.

Will dann der Karrner am andern Tage fast gar nicht erwachen, so schilt die Mutter die Kinder: „'s Maul hôltet's, Frôtzn, daß der Vôter schlôfn kônn, er ist einkasen gwest heut Nacht."

Der Jager Ander.

A wöhre Gschicht vom Jöhr 1809.

I könn mi nou recht guat bsinnen af dös ölte, runzlige Mandl, dös in die wörmen Wintertag vor sein kluan saubern Häusl am Ausgöng des Dorfs kuckt ist, mit an kluan Pfeifl, und mit kuan Mensch gredt höt, gröd öls wia wenns stumm war. A recht a örms Hascherl ists gwesn, durr und möger, wia Zaunspelt, lei seine Augn höbm an merkwürdign, föst unhoamlichn Glönz köbt. Mei Bruader höt amöl an jungen Lämbergeier gföchn und hötn, wenn a mein Muater gwöltig gschumpfn höt, wegnen Fuater für des unnutze Vichzuig, die Flügl gstuzt und in ar Kettn in der Laba unkengt. I bin a lei nou sou a kluans Gregerle gwesn und dö ist miar ölm fürkemmen, wenn i den Lämbergeier in die Augn gschaugt hön, as wollt er sögn, war i nur lei nit unkengt, wollet i mi audn schwingn in die Heach und stolz ödn schaugn af enk örmselige Eardkrobler, und dabei höbm de Augn sou traurig drein gschaugt, gör nit zu sögn. Und sou ist mir ölm der Blick von Jager Ander fürkemmen, wia gmischt mit Kuraschi und Herzload.

Der ôlte Jager Ander ist ôber nit ôlm a sou haschet dôkuckt. Vor viele Jôhr wôr er a schianer, kräftiger Bursch, sunnenverbrennt mit broate Schultern und an Gông, wie a Kinig. Hôt oft oaner in Sunntig recht 's Maul augrissn, mit seiner Kuraschi und Krôft geprôhlt hintern Wirthshaus-Tisch, so ist er mäuslstill gwordn, wenn der Ander bei der Thür einerkemmen ist und hôtn ungschaugt von obm bis untn. Kuan Steig wôr ihm zu gfahrli und kuan Berg zu hoach. A môl hôt er keart, daß in Klausn a Rafer sei, den nou kuaner gschmissn hôt. Dô hôt er si sei Sunntiggwônd unglegt, a Feder afn Huat augsteckt und ist außi. Wia er wieder huamkemmen ist, hôt er zwoa Federn afn Huat kobt und in Gsicht lei a kluans Kralerle. Dô hôt schun a niader Mensch gwißt, wias ausgôngen ist in Klausn; selber hôt er nia gearn gredt von sötta Sôchn.

Mei Gschicht fôngt in Kirchsunntig un. A Kirchsunntig, wia inser Dorf nit glei oan kôbt hôt, so lông der spitzige Kirchthurn Wôcht kôltn hôt über die Schindldacher. A böhmische Musigbanda hôt ban Ôberwirth die schianstn Tanz augmôcht und die Buabm mit die Gitschn sein kupft und gsprungen, wia die Kitzer. Unter ôlle Dorfbuabm wôr der Jager Ander der sauberste. In die Madler hôts Maul gwassert, wenn er af sie zuagôngen ist und hôt um an Tônz gfrôgt. Wenn er nôr oane hergnummen hôt mit oan Ôrm und sie kräftig mit an hellen Juchzer in die Heach gschwungen, daß die Fôltnkitl lei sou gflougen sein, sein die Ôndern völli derschnöllt vôr Zorn und Neid. In Ander sein die

Gitschn ôber ôlle gleichgiltig gwesn, bis af oane, die schiane Bodenmüller Barbl. A Madl z'sts gwesn mit gscheglte Hôôr, Grüablen in die Wôngen und an Wuchs, wia a Tônnenbam. Nebm der Barbl ist a Stôdthear kuckt und hôt ihr ôlleweil mit wôrmen Wein und Zuggerzuig augwôrtet. Wenn nôr a Baurnbursch hôt mit der Barbl tônzn gwöllt, ist ôlm der hearische Zoch derhinter gwesn und hôt gmuant: die Fräuale „Babi" tônzt nit. Gwurmt hôt des die Buabm gwôltig und wenn sie a gsechn hôbm, daß der Barbl der Stôdtlaggl selber zuwider ist, hôt si dou Kuaner a Wörtl zan sôgn traut, weils allgemoan koaßn hôt, 's sei a Grichtsschreiber. Vôrn Gricht hôbm die Bauern ôber an höllischn Respekt. Wenn sie zelm eppes zu thian hôbm, getraudn sie sich af der Stiag schun völli nimmer zan schnaufn und busstn am liabstn in Grichtsdianer die Händ. Freili môchn die Grichtsdianer moastns a a Gsicht, als wia wenn sie die gônzn Gsetzbüacher mit Essig und Öl gfressn hattn. Fürn Jager Ander ist des Tônznverwehrn a gfundne Sôch gwesn. Kam hôt ihm oaner von die Buabm die Mitthoalung dervun gmôcht, ist er schnüarlgrôd af der Barbl zuagôngen und frôgt sie in ôller Unständigkeit um a Tanzl. Die Barbl hôt schun austian gwöllt, dô sôgt der Stôdthear wieder, sie tônzt nit und brummlt nou sou eppes wia Baurnlaggl in Bôrt. Herrgott Alleluja, ist dô der Ander augwesn. „Wôs, hôt er gsôgt, von Baurnlaggl redst, du Tingntegl. Schau, de bäurische Luft kannt diar oft nit guat thian, und mit de Wort nimmt er 'n ban gstörktn Pfoatnkrôgen, môcht



die Thür au und setztn schian ins Bluderschôff inni, dös grôd draußn gstôndn ist. Drauf hôt er zan tônzn unkebt mit der Barbl, die gônze Nôcht, und gwesn ist er, wia a Lambl, so fein. Die Weibezer hôbm die Köpf zommgsteckt und ôllgemuan hôts koaßn, daß die Barbl und der Ander a Paarl sein, wia mas suachn muaß. Und zompaßt hôbm sie. Wenn der Ander wild gwesn ist und trutzig, hôtn die Barbl lei a Fezzele die Hônd gedruckt und mit ihren groaßn sônftn Augn so recht liab ungschaugt und sein Zoarn wôr wia weckgeblosn. Die Barbl hôtn gearn kôbt, so recht von Herzn, wenn er a a wilder, a kecker Bua gwesn ist, und vielleicht grôd wegnen selm. Von den Kirchtig un wôr der Ander wia

verwôndelt, fleißig ba der Ôrbat, kurz der ordentlichste Bua im Dorf. —

Die schian, friedln Zeitn sein vergôngen, sein verschwunden, wia die Bluamen af die Wiesn. Es sein stürmische Tag einergebrochn über inser ôrmes Tiroler Landl. Fremde Gewôlt hôt kerscht und die Liab zu Koaser und Lônd ist niedergedruckt wordn mit ôller Möcht und ôlle Mittl. Dô hôts kuan Huangert gebm in der gmüatlichn wôrmen Stubm, denn selm sein die Büxn und Patruntaschn von die fremden Saldôtn kôngen, und de Mander hôbm a Sprôch gredt, daß Gott derbôrm, dô war die Walsch lei nicht gwesn dergegn. Und derzua de Sorg und Ôngst. Der Sôndwirth Anderl ist auszôchn mit ôlle Mander vom gônzn Landl und in mônchn haoßn Gfecht hôbm sies zoagt, in de Franzosn, wôs es hoaßt, an Tiroler sein Vôterlônd unterdruckn und seini Trui für Koaser und Östreich ungreifn. Freili ist so mônchier Bua, der in Kirchtig nou lusti tônzt hôt, so mônchier Mann, der für sein Familfleißig gschôfft hôt in Feld und Wôld, iatz draußen glegn, ingschôrrt vielleicht hinter an Zaun oder an Knôtt, una an christlichn Zoachn, una an Zoachn der Liab. Ôaner unter die Erstn die auszouchn sein, wôr der Jager Ander. In ôller Früa ist er ômarschiart mit epper nou a zwoanzig Mander von Dorf und die Barbl hôtn 's Gleit gebm bis zur Lôndstrôß, wo a Bildstöckl ban Weg steat. Zelm ziacht sie an gweichtn Oansiedl-Pfennig fürar, hengt'n in Ander umer und druckt'n stumm die Hônd, sie hat jô vôr Weh kuan Wort sôgn kennt. Der Ander ôber hat sie

nou amôl ôns Herz druckt und hôt gsôgt: „Barbl, wenn miar wieder östreichisch sein, ist Hoachzet.“ Drauf draht er si um und ist ômarschiart mit der Mônnschôft, ’s Herz schwar wia a Stuan, a Kuraschi ôber und Schneid wia a Ôdler. Die Barbl ist hingekniet vor’n Bildstöckl und hôt gebetet zur schmerzhôftn Muater, sie soll inser Lônd in Schutz nehmen und ôlle, des vertheidign, bsunders ôber ihrn Ander.

Wochn sein vergôngen, Wochn voll Ôngst und Sorgn. In inserm Dorf hôt ma nicht mear keart von der Kumpanie, de glei unter Kommando vom Jager Ander zur Pfeirer Ôthoaling gstoaßn ist, denn es wôr in der Gmuan a Zug Franzosn inquatiart und dô ist kuan Nachricht zuarkemmen. Der Offiziar hôt in Gmuanvorsteher und die Ausschußmander zômmgriaft und hôt ihnen a tamische Predig kôltn, sie solln si epper nit unterstian, zu die Brigantn zu helfn, oder gôr Spiunen zu môchn, sunst weards Dorf zommbrennt und plündert. Der Offiziar hôt si nôr ban Bodnmüller inquatiart, weil der sell obm au a nouble Hearnstubm kôbt hôt und de Saldôtn sein Tôg und Nôcht patroliarn gôngen, bsunders gögnen Küachlberg zu und gögn Riffian. Im Dorf wôrs sunst still und ruhig, denn die Franzosn hôbn kuan Mensch eppes untri gmôcht, höchstens, daß sie die Weibezer a fezzele gearn gsechn hattn, ôber sell hatt si a niads Madl gschambt, mit an Franzos zu rödn, der af insre Mander und Buabm schiaßt, wenn sie a de kuriose Sprôch verstôndn hattn.

So werdn epper a viarzechn Tôg vergôngn sein, dô

hôt man afn Segnbüchl z'erst a nettlene, nôr ölleweil mear Schüß krôchn keart. Die Saldôtn in Dorf sein wia narrisch um ihre Büxn und Patruntaschn grennt, der Offiziar hôt sein Zug augstellt, schärft in Gmuanvorsteher nou amôl seine Instruktiun in und marschiart ban Dorf außi. 'S wôr a hoaßer Tôg, die Leut hôbm mit Ôngst und Sorg 's Gfecht verfolgt. Mônches Stoaßgebet ist zan Himml gschickt wordn, denn af'n Küachlberg hôbm die Pseirer mit die Franzosn gfochtn und ba der Pseirer Ôthoaling wôrn die Mander von Dorf. Den Wunsch hôt ôber an niader Mensch in Dorf kobt, wenn nur de saggera Franzosn recht tamisch Schlög kriagetn.

Der Ôbend ist lôngsôm einerbrochn. Die Schôttn sein weiter und heacher aufi krôchn ausm Thôl über die Berg und die Walder hôbm fôst a dunkelblowe Färbung ôngnummen, dô ist die Bodnmüller Barbl ba ihrn Kômmerfenster gstôndn und hôt übri gschaugt af'n Küachlberg, wo die Wôcht- und Lôgerfuier von die Lôndsturmer brennt hôbm. Oanzelne Liachtler hôt môn gsechn, dö sein ummer gwondert zwischn die Knottn und Weingartn. Vielleicht sein dös Leut, de die ôrmen Verwundetn zommsuachn, Fruind und Feind, oder an Sterbetn an Troast bringen wölln. Mit traurign Herzn hôt sie die Liachtler betrôchtet und hôt denkt, wia schian es sein kannt, wenn der Kriag nit ausbrochn war, und dabei sein ihr die Zacher, die sôlzign, bittern Zacher über die Wôngen tropft.

Af oanmôl, sie hôt ebm an ihrn Ander denkt, ists ihr, ôls dringet 's gônze Bluat zan Herzn. Wôs ist

denn dös für a Stimm, in Gottsnômen a sou a bebekônnte Stimm? Ôber es kônn jô nit möglich sein. Untn vôrn Haus werd a Gstôlt sichtbôr, 's ist a Baurnbursch, so viel kônn sie erkennen. Flink schwingt er si afn Bataun vorn Fenster, stellt vorsichtig an kurzn Stutzn in die Kômmer, schwingt si gônz aufer und mitn Ruaf: „Ander, mein liaber, mein guater Ander!" liegt die Barbl ihrn Schôtz am Herzn.

Der Ander wôr richtig dabei ban ersten Angriff, den die Pfeirer af die Franzosn gmôcht hôbm. Wia's dunkl gwordn ist, hôt er in Auftrôg kriagt, gegn Grôtsch und Lagund zu patruliarn, damit die Franzosn epper nit über Nôcht a Umgehung durch die Schlucht ban Tiroler Gschloß môchn. Er hôt sie nimmer hôltn kennen, sein Schôtz wenigstens af a pôôr Minutn zu sechn. Seine Mônnschôft wôrn lauter schneidige Buabm, de hobm derweil augepaßt und er, mei, hôt er nit schun oft sei Lebm gwôgt um a ôrmselige Gams oder an Buschn Edlweiß, wôrum soll ers nit in die Schônz schlôgn für sein Schôtz, der wilde, unbändige Bua.

Und so sein sie hôlt banônder gsessn voll Glück und Liab, uhne Ôhnung, wôs für a Gfôhr droht. Die französische Ôthoaling, de in Dorf stôtioniart gwesn ist, hôt si, verstärkt mit nuiar Mônnschôft, wieder nôch ihrn ôltn Stôndquatiar begebm, um die Umgehung, de der Ander mit seiner Mônnschôft ebm zu verhindern die Aufgob kôbt hôt, vorzunehmen, weil dös nur 's oanzige Mittl gwesn war, die Baurn aus ihrer stôrkn Stellung zu verdrängen. Die Ôthoaling stoaßt glei ban Eingông

von Dorf af an Thoal von Ander seiner Mônnschôft, de si still und versteckt zum Bodnmüller Haus zurugg-ziachn, um ihrn Kommandanten af die Gfôhr aufmerksôm zu môchn. Dô will 's Unglück, daß die Franzosn die Lôndsturmer dersechn, grôd wia sie ins Haus schlüpfn wölln und iatz geat der Teuxl un. Die Franzosn stür-men ins Haus und der Ander, durch den Larm von sein stilln Glück aufgschreckt, greift nôch seiner Büx, môcht die Kônmerthür auf, in selm Augenblick krôcht a Schuß — und die Barbl, de nebm ihrn Schôtz steat, sinkt in die Brust getroffn nieder. Die Lôndsturmer, de in Dorf unter verthoalt wôrn, sein durch den Schuß aufmerksôm gmôcht, ihrn Kumarôdn zu Hülf kemmen und drängen die Franzosn in kurzer Zeit bis zur Etsch zurugg. A herzbrechendes Bild wôr inzwischn ban Bodnmüller. Der stôrke rüstige Ander ist nebm seiner Braut zommgsunkn, ohne an Wort, ohne an Laut. Lei bloach ist er gwesn und mit die Zänn hôt er geklappert, wia in Fiaber. Die Leut von Haus sein ummergstôndn und hôbm laut gjammert. Nôch lônger Zeit môcht die Barbl nou amôl die Augn auf, gibt in Ander die Hônd und sôgt mit schwôcher Stimm: „Ander, sei nit traurig, insre Hoachzet ist jô nit aufkobm, sie ist jô lei aufgschobm fürn Himml.“ Drauf hôt sie in Ander recht liab und herzli ungschaugt, lôßt 's Köpfl sinkn und ihre reine Seal ist aufigflogn in Himml, um die Hoachzet herzurichtn für ihrn Ander; und wia sie sou dôglegn ist, mit an sônftn Lachlen, hôt sie ausgschaugt, ôls schlôfet sie mit an recht an freundlen Tram, mit an Tram von Glück und Liab. —

Der Ander ôber ist aufgstôndn, hôt von sein Huat an Edlweißbuschn gnummen und legtn seiner Braut aufs Herz. Ueber seine braunen Wôngen sein die Zacher gflossn und seine Lippn hôbm gezittert vor Weh und Schmerz. Gsôgt ôber hôt er kuan Wôrt. Sein Büx hôt er gnummen und ist gôngen, mit stolz erhobnen Kopf in die Nôcht außi. Am Tôg drauf, wia sie die schiane Barbl hinaustrôgn hôbm in ôller Still, just zur selm Zeit ist der Ander mitten drein gwesn in Gfecht und sein Kolm hôt niedergekrôcht af de Franzosnschädl, ôber dös, wôs er kofft hôt, a Kugl, die ihn zur Hoachzet riaft mit sein Schôtz, ist nit kemmen, weder an selm Tôg, noch in spatere Gfecht.

'S ist lông schun wieder Friedn gwesn im Lônd. Die Felder sein wieder bestellt wordn, die Weiber hôbm ban Dorfbrunnen wieder ihre Huangart kôltn, und in Kirchtig sein die Buabm wieder tupft und gsprungn, wia die Kitzer, mit die Madlen ban Oberwirth. Der Ander ist ôlleweil finstrer und verschlossner gwordn. Am liabstn ist er vor sein Hüttl tuckt und hôt afn Freidhof ôni gschaugt, wo sein Barbl schlôft. A môl ist er nou spat dôgsessen und hôt gôr sein Festiggwônd unkôbt mit an Buschn afn Huat, und wia 's Nôcht gwordn ist, sein die Nôchbôrn hingôngn und hobmen gwöllt ins Haus füarn, denn es wôr, bsunders für sou a ôlts Hörerle, schun wolta kôlt. Er hôts ôber nimmer braucht, denn er ist ogroast gwesen zur Hoachzet mit seiner Barbl.

Vergacht.

Der Brunnerwirth, a recht a rüstiger und a vermögelner Mensch, ist in der Hirschnwirths-Stubm in Klausn drausn gsessn, und hôt grôd frei der Kellerin zua gschaug, wia sie gfuarla in und außi grennt ist, für an niadn Gôst a freuindls Wort kôbt hôt und sich dabei ôber nichts hôt unkenn'n lôssn,



daß a fruatla Kellerin epper a amôl miad wur, oder a amôl nieder huckn möcht; ô baleib nit. Teixl, hôt sie dô der Brunnenwirth denkt, dös war iatz a Weibezle für di, gspôckt und sauber. Nit a sou a lôtschete,

gschamige Pfött, de 's Maul nit aubringt, wenn sie a Mönnetz unredt. Ja, ja, sie hôbm gônz recht, meine Gäst, wenn miar oft banandönder huckn, das ledige Wirthschôftn hoaßt nix und ist nix. Inser oaner kônn nit Tôg und Nôcht ummer sein, a niads Hafeleluck auhöbm und in an niadn Kôstn inni schaugn, ob de saggere Weiberleut wieder a môl huamlich an Kaffee kôcht hôbm und mein Prezidebroat darzua fressn. Wenn i ober a sötte Wirthin hat, wia de Kellerin dô, sou gfuarig und fruatla, zelm, Saggera Dio nou a môl inni, wur ihnen des hoamliche Kaffeegedudel schun austriebm werdn. Und wia der Brunnenwirth so denkt und simaliart, kimbt die Kellerin zen ihm zuar, raumt s' Eßzuig ô, er hôt grod gnôchblt kôbt, und wünschtn recht maniarle „woul ôgspeist zu hôbm". Der Brunnenwirth dônkt, ruckt af der Bônk a fezzele af der Seit und fôngt mit der Kellerin in rarigstn Huangart un.

Teixl! dô hôt er gspônnt, wia de si überôll auskennt. Er hôt gmögt unhöbm von wôs er gwöllt hôt. Kuchl, Keller, harbes Tuach und Hianer, sell ist sie nia verzôgt gwesn und wia er hôt von Viech gredt, zelm hôt sie 's ihm kloanweis bschriebm, wia a guate Milchkua gstellt sein muaß. Dabei hôt sie in Brunnenwirth a so trautle und fruindla ungschaugt, daß 'n bôld a fezzele zu wôrm gwôrdn war untern linggn Leiblfuater. Die Überzeigung ist ôlleweil fester in ihm gwôrdn, daß dös Weibezle taugele war für ihm und 's Oschied nemmen hôt a woltes länger gedauert, ôls sunst, wenn er af

an Viechmôrkt af an Ôrt ingekeart ist, und hôt si zan Huamgean grichtet.

Aufn Huamweg ist er sunst ôlm in Boazn ban Tschagualer zuagekeart. Heunt ôber ist er nit ingekeart. Gônz still ist er aufn Stellwôgn aukuckt, hôt si in an Egg inni gloant und gethun als wia wenn er schlôfet. Gschlôfn ôber hôt er nit. Ihm ist ôlleweil de Kellerin von Klausn vor die Augn gstôndn und wia er amôl wirklich a fezzele eingedufelt ist, hôtn trambt, sie sei seine Wirthin und dô hôts 'n gfreut, wia sie umergôrbatet hôt und Kuchl und Keller und ôlls so sauber und reinli ausgschaugt in gônzn Haus. Vôlli tamisch ist er in Marun außerkraxelt. In sein Lagunder Wirthshaus draußn hôt'n ôlls nimmer getaugt. Na sou a lediger Wirth hôt schun a Kreuz, hôt er oft augseufzt. Des oanschichtige Hausn hoaßt hôlt amôl nix. Bôl ist'n die Kellerin zu statle gwesn, bôl die Bsecherin mit'n Viech zu unfleißig, kurz: hintn und firschi ists nit recht gwesn.

In Petri Stualfeier-Ôbet sein ban Brunnenwirth, wia ôlle Jôhr, die Unroaner von Hôôrwôôl, von der Grôtscher, Lagunder und Moaser Gmuan und a eppes Stadtlinger zomkemmen und hôbm ausgredt und groatet, wôs a niader zu zôhln hôt, wegnen Ausraumen und die Fürbautn in Winter bei die Tschal, weil de saggere Studentler ôlm Eis aukearn. Und wia sie im nettigsten Dischgur gwesn sein, schreit der Jôggele Wirth af oanmôl: „Teixl nou amôl inni, ist des Happene letz gekocht! Brunnenwirth schaug diar um a Wirthin, sunst vertreibst dir nou ôlle Gäst." Und wia der Brunnenwirth dô lei

sou hinter die Oarn gekralt hôt, sein de Mander ôlle über ihm gwesn und hôbm gsôgt, der Jôggele hei recht, des hôaß nicht, des oanschichti Hausn, er kenns leicht thian und hôlt sou weiter. In Wirth ist ba den Gratsch gschwing wieder die gfuarla Klausner Kellerin vor die Augn gstôndn und wia oaner von de Mander gôr ungfôngn hôt zan föpplen und gmuant hôt, der Brunnenwirth hôb koan Schneid, dô ist er augsprungn, hôt mit der Faust afn Tisch inni gschlôgn, daß die Krüag hoach aukupft sein. Jatz hearts au mit den Gschnôtter, sôg i enk, hôt er gschriern, heunt über viar Wochen hôn i Hoachzet und a Wirthin soll dô sein, ban Brunnenwirth, wia kuane zu findn ist, von Laturns bis Burgstôll. Und inglôbn seids ôlle mitanônder, Mander. Af der Hoachzet soll mearer Schmôlz augian, as wôs ôlle Bäurinnen in gônzn Etschthôl in heilig Ôbed zan Pfonnzeltn bôchn brauchn. Jesses hôbm dô de Mander gloust und hobms völli nit glabm gwöllt. Nôcher ôber sein sie zômgsessn, as wia wenn sie a Pech afn Hintern hattn, lustig und vergnüagt bis in ôller Herrgotts Früa. Zmôrgets hôt der Brunnenwirth 's Lôchen völli nit derhebt, wia er de Mander außiglôssn hôt und es hôt sie unnergloatet und grissn, as wia wenn a Erdbebm war. Gônz tiafsinnig ist er drau in seiner Kommer audn gstiegn und hôt sie zan Tisch zuadn gsetzt und hôt nôchgedenkt, wia des Gred heunt so kemmen ist.

Dabei ist 'n sein Muater selig, ingfôlln, wôs dös für a tüchtigs Weib gwesn ist in der Wirthschôft; wia zelm ôlls viel besser gôngen ist; ôlls so sauber und

ôrdeli. Wia a Bild ists 'n vor die Augn gstôndn und er hôt krôd gmuant, er hearet sie rödn, wia sie amôl zu ihm gsôgt hôt: „Hansl, hôt sie gsôgt, a bravs Weib ist a Segn in an Haus, a fauls a Schrepfer, a nichtsnutzigs a Fluach." Joa Muater selig! hôt er ausgrüaft, ös hôbs recht, in mein Haus soll a Segn einer kemmen und dös ist, wia ös ba Lebzeitn oft gnua gsogt hobt, a bravs Weib. Gschwing entschlossn hôt er drau a Feder in an Tingngschirr intunkt und mit fester Hônd ungfôngn schreibm:

„Liaber Hirschnwirth in Klausn!

„I, der Hans Bamer, Brunnenwirth in Lagund, bin af'n Froggesmarktl in Klausn, wia schun mein Vôter und mein Nöna ôlm thun hôbm, ban enk ingekeart, weil i woaß, daß man zelm guat aukebt ist. Enkere Kellerin hôt miar zelm sou in die Augn gstochn, daß i fest entschlossn bin, wenns a ordentlis, christlis Madl ist und mi môg, sie zu mein Weib zu nehmen. I überlôß die gônze Ungelegenheit enkerer Insicht. Ös wißts vieleicht besser as i, ob 's Madl für mi taugt oder nitta. Wôs i hôn und wia i mi stea, wißts a, und sou pfüat enk Gott, grüaßts miar enker jungs Weib, de ös miar a nou nit zoagt hôbt und schickt's miar bôld a Antwort.

Hans Bamer
Brunnenwirth in Lagund."

Es sein kam ôcht Tôg vergôngn, hôt die Gritschn-Bäckndiarn in Brunnenwirth an Briaf brôcht, der sou koaßn hôt:

„Liaber Brunnenwirth!

Mit Freudn nimm i die Feder und thua enk berichtn, daß mi und mei Weibele enker Briaf recht gfreut hôt. Ös hôb 's koan schlechtn Gedônkn kôbt, mit meiner Kellerin. S'ist a truis, bravs, a christlis Madl und werd ebensou a Weib wearn. Sie ist von guate Baurschleit die Tochter und kennt enk schun von Marun aus. Sie ist zelm in Kafe Paris Kellerin gwesn. Sie willigt in den Untrôg gearn in und erwôrtet enk bei miar in Klausn. Kembs bôld und seid gegrüaßt von enkern truien Fruind

Jörg Leachner,

Hirschwirth in Klausn."

Der Brunnenwirth woaß nix gschleunigers zu thian, as in der Stôdt inni zu lafn und ban Kafe Paris zuazukearn. Mei, ba der Örbat hätts 'n dou nimmer glitn. Ban Paris ist nebm der Thür krôd die Wirthin huckt und hôt gstrickt. Er setzt si zuadn, schôfft a Schalele an Weißn und sôgt: „Wirthin, i hat mit enk a Wörtl zu rödn, hôbs derweil?" „Jô freili Brunnenwirth", sôgt die Wirthin, „für enk hôn i olm Zeit, o mei, warum denn nit Zeit hôbm." 'S ist schun a recht a zuathatige Frau, die Pariser Wirthin, drum fôßt der Lagunder a Herz und derzölt ihr sei gônze Heiratsgschicht. Und wia er ferti ist, frôgt er die Wirthin, wôs sie von den Madl, seiner zuakünftign Braut epper moant. Joa dô hôts die Wirthin völli nimmer derschnauft, vor lauter Loub. „A sötta Weib kriags nimmer mear, de nembs, de kennt si aus" und hôlt a sou.

Der Brunnenwirth hôt si vor Freud schiar nimmer zu helfn gewißt, hôt in Huat augsetzt und ist ba der Thür außi, daß die Pariser Wirthin krôd die Händ zômgschôgn hôt vor lauter Verwunderung. Na, hôt si zan Jousele, der krôd nebm ihmena huckt ist, gsôgt, der scheints, hôts weiter nit gneatig.

Der Brunnenwirth ist ôber derweil derhoam von oan Fruind zen ôndern grennt und nôr zen Pfôrrer audn und hôt ôlle afn ôndern Tôg zen an Hôndschlôg inglôdn, freili una Braut, ôber desto ärger werdn sie nôr schaugn, mit wôs für an gspôcktn und saubern Weibez er in Hoachzettôg kemmen werd. Und richti. Am ôndern Tôg sein sie nôr wôl ôlle kemmen, de Mander, und hôbm si gfreut, wia der Brunnenwirth augwixt hôt. Dreimôl Bratl ist gwesn, zwoamôl Schweines und oanmôl Schöpses. Nôcher ist erst nou zen weißn Steckeler Zuggerzuig und sötte geala Brüa kemmen. Ôlle sein lustig und guat auglegt gwesn und hôbm in Wirth grataliart. Der Vergnüagteste wôr ôber der Brunnenwirth selber. Der hôt grôd an niadn die Hônd gedruckt und hôt vôr lauter Gaudi gôr nicht essen kennt, obwoul ’s ’n sunst ban Schweinenen koaner nôchderthun hôt in der gônzn Gögad. —

Zwoa Tôg drau huckt der Brunnenwirth wieder in Klausn ban Hirschn im nôglnuidn Feirtiggwônd. Der Hirschwirth hôt oan übers ôndere môl sei Kellerin nit gnuag derlôbm kennt und hôt gmuant, glücklicher kannts gôr nit kemmen. Der Brunnenwirth hôt ôber lei mit an hôlbm Oar glost und ban an niadn Rasperle hôt

er gmuant, es geat die Thür au und seine Braut kimbt einer.

Und richti, krôd wia der Hirschnwirth in schiänstn Diskur ist, kimbt a Weibez einer; der Brunnenwirth schiaßt von Stual au und wia er sein Kellerin erkennt, rennt er af ihr zua, fôllt ihr um an Hôls und bußlt sie ô, daß es krôd lei sou gschmôzt hôt. 'S Weibez ôber hôt si toul gwöhrt und der Hirschnwirth ist a Weilele dôgsessn, wia wenn an 's Schlagl gstroaft hätt. Nôr ôber ist er augsprungn, gônz glüanig vôr Zoarn, hôtn Brunnenwirth ban der Juppm zrugg grissn und hôt gschriern: „Bist denn verruckt, Lümml von Gottes Gnôdn, do heart sie iatz döchter ôlls au, wôs hôst denn du mein Weib ôzubußlen, dös ist miar schun decht



über'n Gspaß, verstôndn. In Brunnenwirth ist 's gônze Bluat zan Herz gschossn. Jesses, Maria und Josef, hôt er augschriern, mein Braut, enker Weib, mi trifft der Schlôg.

Drauf ist er zômgsunkn af an Stual, gônz erbärmli und 's Wôsser ist'n gschwing in die Augn kemmen. In der Stubm ists drau sou still gwesn, daß man hött keart a Nôdl afn Boudn scheipm. Die Wirthin ist die Erste gwesn, de wieder za Wôrt kemmen ist. De hôt den Brunnenwirth a sou net zuazurödn gwißt, daß 'n völli a fezzele besser uman Môgn gwôrdn ist.

De gônze Verwechslung ist ôber a schun vertuiflt zuagôngn. Zelm, wia der Brunnenwirth afn Môrkt in Klausn gwesn ist, hôt die Wirthin, de erst vôr zwoa Wochn zuadn kairetet kôbt hôt, selber bediant, weil der Kellerin soufl letz gwesn ist und sou ists kemmen, daß der ôrme Tuifl augsessn ist mit seiner Brautwerbung. Sunst hatt er si nou sou ziemli treastet, wenn er lei nit derhoam schun an Hôndschlôg kôbt hätt. „Nua! de Schônd," hôt er gmuant, „kônn i nit derleidn." Die Hirschnwirthin hôt dô wieder in gscheidigstn Gedônkn kôbt. Brunnemwirth, hôt sie gmoant, wißts wôs, miar sôgn kuan Mensch von der gônzn Gschicht a Wörtl. Am ôllerwianigstn ôber inserer Kellerin, enkerer Braut. Des ôrme brave Madl that si soufl ôharmen. Segs Brunnenwirth, sie hôt a sou a unbändige Freud kôbt, über enkern Untrôg. Schaugs enk des Madl amôl un und i wett, sie gfôllt enk. Daß sie brav ist und verdiant enker Weib zu werdn, brauch i enk nit weiter

fürzuröbn, denn wenn dös nit der Fôll war, that enk i, die Hirschnwirthin, den Rôth a nit gebm. Dô ist in Brunnenwirth die Pariser-Kaffeesiaderin von Marun ingfölln, wia de a de Kellerin sou derlôbt hôt und dô hôt er si denkt: „Frisch gwôgt ist hôlb gwungen.“ —

Van Brunnenwirth in Lagund, wenn man sou schaugt, ists iatz sou sauber und nett, daß es a gônze Freud ist unzuschaugn, und die Wirthin ist a Muster für ôlle Weiber in der gônzn Gegend, still, fleißi und treu. Der Brunnenwirth ôber, sôgt an niadn, dears hearn will: „'S ist kuan zwoate Wirthin von Laturns bis Burgstôll, wia i oane hôn“.

De Gschicht hôt si wôhrhôfti zuatrôgn in der Gögad von Marun, wenn a nit grôd in Lagund. Wems drum wundert, der soll lei a fezzele umerfrôgn, er kimbt schun drau.

Wenn der Bauer krank ist.

Beobachtet man den Bauern im Burggrafenamte, allwo er sich in Sitten, Tracht und Dialekt noch rein erhalten hat, in seinem Thun und Treiben, kann man viel Interessantes sehen.



So z. B. den Bauern in seiner Krankheit. Für alle leiblichen Gebrechen hat er eine genaue Eintheilung. Er unterscheidet: Brüch (Beinbrüche), Gschwür, Gschwulsten, die schleichete Krônket (Auszehrung) und die hitzige Krônket.

Bei allen Krankheiten spielt der Wein, an dessen Genuß in Hülle und Fülle unsere Bauern ja gewöhnt sind, eine große Rolle.

Ein Arzt, dem es einfällt, dem bäuerlichen Patienten den Genuß des Weines zu untersagen, verliert das Ver-

trauen von vorneherein. „Wo sollet denn a Mensch die Kröft hernemmen, wenn er kuan Wein derroacht“, meint unser Bauer. „Mit'n Wein, ôber schun an kröftign muast nemmen, derdämpfst viel Krônketn“, so lautet eine alte Bauernregel.

Ist der Bauer wirklich so krank, daß er den Wein nimmer hinbringen kann, und ihm auch der „Hear“ (Geistlicher) den gewohnten Genuß abrathet, und er gesundet wieder, so erzählt er mit ganz besonderem Nachdruck: „Woast, Medizinen hôn i kriagt, sie hôbm mi völli derrissn, und a Hitz hôn i kôbt, 's hôt getschitscht, wenn i a Wôsser trunkn hôn. Wia i ôber amôl an Wein derglôngt hôn, Mensch, zelm ist die Kröft wieder kemmen.“

Fühlt der Bauer, daß ihm „letz“ wird, so versucht er die Kur vorerst mit einer kleinen Hand voll Glaubersalz. „Ausputzn“ nennt er es mit dem technischen Ausdruck, denn nach seiner Anschauung kommen alle Krankheiten vom Magen. Mit Glaubersalz will er „aufleasn“, was ihm „afn Mögn liegt.“

Ist es mit der Magenausputzerei nicht genügend und wird ihm „ôlleweil minder“, so weiß er auch ein Mittel. Der „Mögn ist schwachelet“, lautet seine Diagnose, und er versucht ihn mit „an Halbele an Guatn“ zu stärken.

Das Übel will immer noch nicht weichen und die Bäuerin murmelt schon von einer „ungwünschtn Krônket“, da wird noch ein kräftiger Versuch mit einem Liter „Gôferawôsser“ (Kampferwasser) gemacht und der Patient tritt in ein neues Stadium der Kur, er hütet das Bett.

Bis dato hat er „lei ôlleweil sou umergſerbt“, bald vor dem Haus in der Sonne, oder auf dem Herd, die Hühnersteige als Sofa benützend, oder auf der Ofenbank.

Eine Eigenthümlichkeit ist es, daß der Burggräfler, wenn er unwohl ist, das „Halbfeiertiggwônd“, aber immer mit der weißen Schürze, anzieht.

Und nun schwitzt der arme Teufel unter einer Masse von Federbetten, daß ihm „lei sou die Schwächn aufsteign“. Nun scheint doch die „hitzige Krônket„ im Anzug zu sein. Da versücht es die Bäuerin mit „ar Schmirb übern Buggl oi“. Halb Dachs- und halb Hirschschmalz, „a fezzele Wôgnschmirb, sell thuat soufl kialn.“

Die „Schwächetn“ werden aber immer größer, und dazu hat sich noch die „Geawoadl“ eingestellt, gegen welche die Bäuerin mit „an einbrenntn Weinmuas“ ankämpft.

Der große Knecht, der schon, was Krankheiten anbelangt, „toul mitgmôcht“ hat, schüttelt bedenklich den Kopf und schickt um den „Viechdokter“, der kommt und imponirt den Umstehenden ungeheuer durch seine Diagnose. „Gelt“, sagt er zum Kranken, „a lettigs Maul hôst, gspürst nimmer, ob du an Wein oder an Kaffee oi lôst“. „Und an schwarn Grind, und der Bauch ist diar ingsunken.“ „Und wenn du af an recht an wiachn Bratl denkst, graust di, und wenn du mit'n Kopf schüttelst, thuat 's Hirn schlônzn.“ „Kriagst hôlt a die hitzige Krônket, Mensch.“ „Und die Hitz muast außerschwitzn“. „Thiats toul Rebschab in Oufn schürn und nemts zwoa Polsterziachn, füllt sie mit Heuballn und legts sie in

Mensch afn Bauch au, so wôrm, als er 's derwährt." Und fangt dann der Patient unter dieser Roßkur an „ôzuröbn" (deliriren), dann wird vielleicht der Arzt aus der Stadt geholt.

Gesundet er, sagt man: „Mei der Viechdoktor hôt jô schun soufl fürgrichtet, ma hatt in Dokter gôr nit braucht." Stirbt der Patient, lamentirt alles: „Herrgott, warn miar ban Viechdokter bliebm."

Bei einem Beinbruch wird immer der „Viechdokter" gerufen. „An Stütz inrichtn oder an Ôrm prüglen, sell versteat a Stadtlinger nit."

Das Vertrauen zum Bauerndokter ist ein ungemein großes und hatte ich oft Gelegenheit zu beobachten, daß dieses selbst bei ungelungenen Kuren nicht erschüttert wurde.

Viele Bauerndoktoren erkennen die Krankheit aus dem Urin, oder geben dies wenigstens vor.

Voll Bewunderung erzählt der Bote, wenn er zum Kranken heimkommt: „Er hôt 's Glasl lei a fezzele gschüttelt, nôr hôt er gschwing gsôgt: Afn Boudn siech i 's Fieber, oubm au schwimmt die hitzige Krônket und mittn drin schwimmt die Gelsucht. Wenn de Krônketn zen rafn kemmen, ist der Mensch hin. Ôber miar werdn sie schun dermoastern."

Nur muß der Bauerndoktor immer große Quantitäten Medikamente verabfolgen. „A Pülverle hôt miar der Stôdtdokter gebm, woast, du derluckest nit a môl in Daum dermit zua. Miar thuat ôber die gônze Kripp wea, wia soll denn dös unerglôngn."

Wenn ein Stadtarzt einem Kranken ein Kataplasma verordnet, hat der Apotheker Mühe und Arbeit. Unser Bauerndoktor macht die Geschichte einfacher. Er begibt sich in den Stall und wartet einen geeigneten Moment ab, in welchem dieses in der Apotheke künstlich erzeugte Heilmittel auf dem natürlichsten Wege das Licht der Welt erblickt und erzielt entschieden denselben Effekt.

Geschwüre werden nur mit Pech behandelt. Ein tüchtiges Quantum wird auf einen Lappen gestrichen und je mehr die Geschichte „zuicht", desto größer ist das Vertrauen.

„A larchener Schiefer", sagt der Bauer, „ist wia a Acher (Ähre), er schluift ôlleweil tiafer, lei mit an Pech derzuichstn außer."

Mit der „schleichetn Krônket" gesteht selbst der Bauerndoktor, „ists übel". „Dieselb", so erklärte mir einmal ein solcher, „kimmt in Môrch (Mark) au. Wars in Môgn oder sist af an Ôrt, kamst leicht zua, ôber in die Buaner kônnst nit inni schliafn. Und ba die Büg in Ruggrôd schaugts Môrch fürcher, und wenn in Leutnen die Lungel zuachn kimbt, fault sie un, nôr ists ferti."

Die „Lunglsucht" kommt nach der Meinung vieler Bauern auch davon her, wenn man erhitzt Wasser oder noch schlimmer Milch trinkt. „Die Lungl ist wia a Schwômm, voll Löcher. Wenn ma Wôsser trinkt, sou reasch in der Hitz, derschröckt sie, die Löcher zuichts zôm und 's Wôsser in die Löcher drinn fault. Zwögnen selm fault hôlt nôr die Lungl a un, woast."

Die „schleichete Krônket“ ist bei unseren Bauern, Dank ihrer Abhärtung, selten zu finden.

Sehr häufig ist der „Wurm“ (ein an den Fingerspitzen vorkommendes, sehr schmerzhaftes Beinhautgeschwür). Nach der Meinung der Leute sitzt an der kranken Stelle ein kleiner Wurm, der sich in das Bein hineinfrißt. Gegen dieses Übel ists „Ruabsalbl“ das beste Mittel, zu dessen Bereitung „sieben Sôchn“ gehören, die nur wenige Sterbliche wissen und auch als tiefstes Geheimnis behandeln.

Vorkommende „Geschwülsten“ im Gesicht werden mit „Zuggerpapier“ und „Gôfferakreid“ behandelt und sollen nicht selten daher kommen, wenn man „a Krout oder a Hötsch (Unke und Kröte) tratzt, nôr spritzn sie oan ’s Gift nôch.“

Um einen Leibschaden zu verhüten, kann man beobachten, wie z. B. beim Holzhacken bei jedem schweren Streich der Arbeiter die Luft mit einem vernehmbaren „Hachsch“ von sich stößt. Ebenso werden schwere Lasten immer mit geschlossenen Munde gehoben. Es ist jedoch schon vorgekommen, daß man versuchte, einen frischen Leibschaden mit Pech wieder zu heilen.

Wenn Kinder im Hause erkranken, wird vor allem die Stube geheizt, daß fast der Ofen springt. Dann versucht die besorgte Mutter auf alle Weise dem Kind, selbst wenn es einen Ekel dagegen zeigt, Wein beizubringen. Auch in Branntwein wird allerlei „ungsetzt“ z. B. halbreife Nüsse, Traubenkerne, Wermuth, Salbeiblätter u. s. w.

Meistens ist aber die Mutter vom Glauben befangen, dem Kind sei die Krankheit „ungwunschn“ und in jedem Dorfe ist ein Weib zu finden, die „eppes könn“, irgend eine Zauberformel, einen Spruch oder dergleichen.

Sind viele Kinder im Dorfe krank, hat die alte Hexe Feiertag in der Küche, denn es fehlt ihr nicht an Eier und Butter.

Ein schlimmes Uebel ist die Untermaiser Krankheit. (Delirium. Die Untermaiser zahlreichen Weinschänken sind am meisten von den Trinkern besucht, daher Delirium unter denselben nicht selten vorkommt). „Wenn die Leut“, so sagt der Bauer, „amôl Mäus über die Wänd lafn sechn und Hornausn und Bärn ba der Stubnthür inner kemmen, zelm ists letz. Zelm steignen die Geister zen Kopf und woachn 'nen 's Hirn au: Nôr ists ferti.“



Der Meranerbauer und die Sommerfrische.

Der Meraner Bauer und die Sommerfrische.



Kaum haben die drei „Eismander" ihre Herrschaft aufgegeben und der Schnee fängt schon an sich bis auf die höchsten Kuppen zurückzuziehen, so denken unsere Bauern, Besitzer wie Knechte daran, „wia kanntn miar's denn unstölln, a fezzele in die Summerfrisch zu kemmen."

Manche Leute sind ungemein erfinderisch, um eine Ausrede zusammen zu bringen für die Nothwendigkeit einer Sommerfrische, die für die meisten

bäuerlichen Einwohner ein wahres Herzensbedürfniß ist. „Mei“, sagt der Eine, „muast di woul döchter a amôl a fezzele ôschwänzn“. Er ist in der festen Ueberzeugung, daß man sich nur „in an Badl ôschwänzn“ kann, daheim einen Zuber mit Wasser füllen und ein Bad nehmen — man versuche nur einmal auf einem Bauernhof ein solches Ansinnen zu stellen, die Antwort wird lauten: „Nua, Zôch nôrreter, wôs diar nit infôllt! Hôst sou eppes deiner Lebtig amôl keart!“

Eine sehr beliebte Vorbereitung, um die Nothwendigkeit einer Sommerfrische darzuthun, ist, daß den Betreffenden „af a môl eppes ungschossn ist.“ Er meint damit einen plötzlichen Schmerz in irgend einem Körpertheile. Sehr gut ist es auch, sich „a Gader“ (Sehne) zu überstrecken.

„Teuxl, Mensch, woast, mi ist eppes ungschossn und i brings niamer aweck. Und in der gônzn Kripp aus schuißts.“ Selbstverständlich wird auf solcher Klage voller Mitleid sofort „a Badl“ in Vorschlag gebracht, in welchen wahre Wunderkuren an Menschen vollbracht wurden, „denen's a die gônze Kripp ausgschossn ist“. Zuerst wird eine kleine Vorkur mit einer „Schmirb“ gemacht, die „veart in der tscheggetn Kua“ so gut gethan hat, und nachdem dies nicht hilft, geht man in die Sommerfrische.

Ich will nicht sagen, daß alle die vielen Patienten in den Sommerfrischen Simulanten seien, es ist aber eine Eigenthümlichkeit, daß oft unsere unabhängigsten Bauern ein Leiden simuliren, um eine Entschuldigung für die Sommerfrische zu haben.

Das Bedürfnis in die Sommerfrische zu gehen, nimmt im Burggrafenamte immer mehr zu, so daß es schon nicht mehr zu den Seltenheiten gehört, wenn sich Knechte und Mägde eine solche beim Dienstantritte ausbedingen. Und die Aermsten haben recht. Sie haben keine Zeit auszuruhen, denn der Feiertage sind so wenige im Jahre; kaum 120—125.

Den ganzen Sommer hindurch begegnet man an Samstagen auf allen Wegen heimkehrenden und an Montagen auswandernden Sommerfrischlern. Die Verlegung des Ausziehens auf den Montag und der Heimkunft am



Samstag dürfte mit der besseren „Suntigkost“ im Zusammenhange sein. Die Weiber mit einem bunten Kopftuch, „an Feirtigtschoap und a bessers Fürtig“ an, ihre kleinen Bedürfnisse „a unköbts Gstriket, a Büx mit Kaffeepulver und in ar Gstôttl an Zugger, a Zigouri-Paktl und ’s Gebetbuach“ im kleinen Handkorb. Dazu kommen noch ein zweites Paar Strümpfe, einige Taschentücher und vielleicht „die Heimondskinder oder der Ritter Kuno von Drachenfels“ u. dgl. als Lektüre.

Der Mann hingegen pflegt sich für die Sommerfrische nur ins „Hôlbfeirtiggwônd“ zu werfen und zwar aus Rücksicht für seine Garderobe, weil er in der Sommerfrische den ganzen Tag über in allen möglichen und unmöglichen Stellungen herumsitzt und liegt. Seine Joppe übergeworfen, im unten zugebundenen Ärmel derselben ein Stück Speck, Tabak und ein Reservesacktuch, wenns hoch hergeht, so wandert er mit der „Umbrell“ unterm Arm seines Weges.

Voller Neid schauen ihn die arbeitenden Nebenmenschen nach und knüpfen vielleicht auch ein auf selbstgemachte Erfahrungen gestütztes, belehrendes Gespräch an und geben ihm noch die Mahnung mit: „Fein Zeit glôssn, Mensch.“

Rabbi ist seiner Quellen wegen sehr gesucht und das Rabbiwasser steht im Rufe „in Weinstuan auzuleasn“, der sich nach der Meinung vieler im Magen bildet, vom vielen „Weintrinkn“. Darum „thian die Leut in Langes ôlm saur auergôrgzn“, somit ist es die höchste Zeit, nach Rabbi zu wandern. Auch andere Bäder erfreuen sich eines guten Besuches unseres Bauernvolkes. So z. B. Mitterbad

im Ultenthale, eigentlich mehr das sogenannte „Lôtterbad“ in der Nähe von St. Pankraz, ferner „'s Völlanerbadl“, dann Verdins, Schgums u. s. w. Alle diese Badeorte werden meistens von wirklich Leidenden aufgesucht.

Wir haben aber auch bäuerliche Luxus-Bäder! So Oberhaus, den Tischglboden, die Tschatter u. a. m.

In Oberhaus sind zwei Quellen ohne jeden besonderen Beigehalt, kaum 4 Meter entfernt, also entschieden ein und dasselbe Wasser. Trotzdem ist eines „a Mögnwôsser“ und das andere „für süst Presthôfte“.

Auf die frischen Gebirgsquellen haben unsere Bauern ein großes Vertrauen. Ist einer recht krank, so tröstet er sich: „Wenn i lei a môl a guats Wôsser derroach und an Kröß in der Niachter“. Ein ganz besonderes Vergnügen macht es unseren Bauern im Bewußtsein, nichts arbeiten zu müssen, von der Anderen Arbeit und Plage zu reden. So hatte ein Meraner Bauer mit der Musik die Reise zum Wiener Schützenfest mitgemacht und er wußte der prächtigen Kaiserstadt keinen größeren Reiz abzugewinnen, als den einen Gedanken, sich nach dem gemeinschaftlichen Mittagessen einige Male ganz unbändig zu strecken und dann die Bemerkung hinzuwerfen: „Gea i a môl a fezzele liegen; Teigl, werdn de schwitzn derhoamet ban Gruamet“.

Der „Tischglbodn“ auf der Tallner Alpe ist, wie seinerzeit Homburg und Wiesbaden, der Sammelpunkt der „wifferen“ bäuerlichen Welt, die einem galanten Abenteuer nicht aus dem Wege geht. Es geht da manchesmal hoch her in diesen einfachen Hütten, bei Gesang,

Zither und Tanz, und der Refrain des alten Tiroler Liedes: „Auf der Alm gibts kuan Sünd“ ist auf der Tallner Alpe entschieden nicht gedichtet worden.

In der Tschatter und Oberhaus macht sich der behäbige Bauer bequem und breit. Ernst, wie der Burggräfler fast immer ist, sitzt er den ganzen Tag in der Sonne, oder „môcht a Spielele, a kluans Perlôggerle, oder er thuat „a Halbele“ auf der Kegelbahn aus. Zum Mittagstisch kommt „Nudlsupp und Wurst und a Bratele“. Letztere Speise spielt unter den Gourmands unserer Bauern eine große Rolle, darum gebraucht er auch für das Wort Braten den Kosenamen „a Bratele“. Unter dieser Benennung meint er aber immer einen Kalbsbraten; Braten anderer Fleischsorten nennt er schon bestimmt, z. B. „a Bockenes“, „a Schweinernes“, „a Gstraunenes“. Plenus venter non studet libenter, und da unsere Bauern das Nachdenken beim müßigen Dasitzen „studiarn“ nennen und dies gewiß nicht sehr anstrengend ist, so legt er sich nach Tische irgendwo im Schatten flach auf den Rücken, deckt den Hut übers Gesicht, das Sacktuch über die nackten Knie, „wegn die Muggn“ und träumt süß noch einmal — vom „Bratlessen“. Wenn er aufwacht, ists schon wieder Zeit zur „Marend“ und das Nachtessen nicht mehr ferne, dann geht er in die Badekapelle, verrichtet sein Abendgebet und endlich wandert er „obm au ai liegn“.



Der Bauer auf dem Markte.

Der Bauer auf dem Markte.

Selten wird man so viel Gelegenheit haben, die Charaktere unserer Bauern zu studiren, wie auf den drei Fleischmärkten, die im Winter in Meran abgehalten werden.



Es strömen da die Bauern aus der ganzen Umgebung Merans zusammen.

Da kann man den behäbigen Burggräfler mit seiner Bäuerin, die fast respektvoll immer hinter demselben herläuft, bei seinen Einkäufen beobachten.

Da kommt der Bauer aus dem Mittelgebirge mit seiner kurzen, lodenen Kniehose und schwarzwollenen Strümpfen. Der Haflinger mit seinem langhaarigen Saumpferde, beladen mit den ledernen Getreidesäcken, dann der Passeirer, der Ultner, der bedächtige Vintschgauer mit der singenden Mundart, kurz Material zur Beobachtung menschlicher Eigenthümlichkeiten in Hülle und Fülle.

Der Marktplatz bildet ein bewegtes, buntes Bild. Die ganze lange Laubengasse ist eine große Fleischbank und dazwischen durch winden sich die Schaaren von Bauersleuten „wôs es lei derschôppet“.

Der Struzer hat für die Marktleute glattweg zwei Eintheilungen. Solche, die „lei a fezzele schaugn kemmen und blind unfoaln“, das will sagen, ohne eigentlich zu kaufen sich um die Preise erkundigen; zweitens aber „kafete Leut“, die wieder in zwei Kategorien eingetheilt werden in „Gleime“ und „Raare“.

Zwischen den Fleischständen haben die Grödner, das Handelsvolk Tirols, ihre Waaren auf die verlockendste Weise ausgelegt und die Verkäuferinnen machen mit ihren Blasengelgesichtern heute die freundlichste Miene.

Und wie umdrängen die kichernden Bauerndirnen diese Stände, handelnd, feilschend und — wünschend.

Es ist eine Eigenthümlichkeit, daß unsere Bauern-

dirnen oft die längste Zeit damit zubringen, sich alles mögliche zu wünschen.

„Sigst Moida, wenn i Geld gnua hatt, nahm i in seln Fürtigstroaf, in seln blown, ôber von seln Miaderleibl müaßatn die roathen Blüamlen und gela Stroafn drinn sein“.

Weiter oben gegen den Pfarrplatz „huckn“ die Bauernweiber mit ihren verschiedenen Waaren, nicht etwa, daß sie dieselben, abgesehen von der versäumten Zeit, theurer verkaufen können, wenn sie selbst zu Markte gehen; o nein! sondern weil da das Geld in ihre Tasche fließt; „derhuam stöckt ôlls der Baur in und wou sollest nôr in Kaffee hernemmen.“

In weiten Körben sind da die verschiedensten Bodenprodukte ausgebreitet. „Ausgfüslte Versöln“, weiße, halbweiße oder „Bleckarschlen“, „Höchstagüatlen“, „gspregglte und glôtte Schwôbm“, „Köstkearn“, „Schnitz“ und „Kloatzn“, „Môgn“ dann Zwiebel, Rüben u. s. w.

Das neue Maß haben sich die Weiber am allerschnellsten angeeignet, weil „af die nuidn, sturzenen Maßlen bam khaufetn Meßn lông nit sou viel audn geat, wia ba die ôltn hülzenen.“

Weiter oben kommen dann die Knoblauchhändler, ihre Waare mit großem Geschrei ausrufend. Knoblauch spielt in der Küche unserer Bauern eine große Rolle, denn er „treibt ban foaßtn Essn die Wind oubm und untn“.

Pardon, wenn ich etwas zu deutlich geworden bin; ich bin eben Beobachter in jenen Schichten unserer Bevölkerung, wo man keine französischen Umschreibungen

kennt. Und im Grunde genommen bliebe die Ungezogenheit gleich, ob französisch oder deutsch.

Den Pfarrplatz selbst nehmen die Eisenkramer ein, an welche sich die Schuhnägelhändler, die Hutmacher, die Sarnthaler Strick- und Strumpfwaaren-Händlerinnen, die Käseausschneider, die Uhrmacher und Schuster anschließen.

Dies wäre also mit kurzen Worten die Bildfläche, auf der wir den Bauern beobachten wollen.

Am Markttag ist Bauernfeiertag und hiezu legt er sich „'s Kluanfeirtiggwônd un", nie wird aber die weiße Schürze beim Meraner Bauern fehlen. Ich sah einmal bei einer Feuersbrunst einen Bauernknecht, der sich nur noch mit knapper Noth retten konnte, ohne Hosen herumlaufen; die Schürze aber hatte er selbst in dieser großen Gefahr nicht vergessen.

Treten wir an jenen Fleischstand heran. Der Handel zwischen dem Bauern und dem Struzer hat eben begonnen. Mißtrauisch wird das „Föckene" auf allen Seiten betrachtet und betastet, „'s kannt oft a sötts kranerisches Fleisch" sein, wie es spekulative Schweinemetzger einführen und von Passeirer Struzern ausschrotten lassen. Endlich erkundigt er sich „wôs es gsteat", und der Struzer antwortet, um die Billigkeit ganz besonders zu markiren: „o lei a zwoaafufzig Kreuzerlen", worauf die Kundschaft, und wenn der Preis auch wirklich noch so billig wäre, unfehlbar antwortet: „a sell war nit übl."

Nun kommt eine lange Geschichte, wie er schon vor drei Jahren „a amôl a sötta Stückl, der Speck werd

um an zwerchen Finger schmäler gwesn sein", gekauft hat, und „'s ist gôr nicht ergiebig gwesn." Der Verkäufer versichert aber, „'s Fackl sei völli 's Kind in der Hütt gwesn" und die Bäuerin hat „lei ôgloßne Milch" gefüttert und die „schianstn hôlb roggenen und grischenen Friegl". Es sei eigentlich eine Sünde ein solches Futter für die Schweine, „aber hôlt a Fleischl werds, woach wia a Butter."

Und nun wird lange hin- und hergerathen, was das Stück etwa wiegen könnte. Dabei betheiligen sich die Kibitze, es gibt auf den Märkten gerade wie beim Kartenspiel solche. Endlich kommt der Handel zum Abschluß, die „Schnöllwôg" wird vom Käufer genau kontrollirt, noch ein Viertelstündchen herumgerathen, „wôs môchets epper in ôltn Gwicht" und dann holt der Bauer, immer mit einem Seufzer, seine Brieftasche hervor, die er in der inneren Westentasche trägt, blättert einige Zeit in den Guldenzetteln, bläst wohl auch vorsichtig hinein, um nicht zwei auf einmal zu erwischen, und dann wird Rechnung gemacht. Kauft er ein Schaff z. B., so wird selbes genau und eingehend besichtiget und dabei die Geschichte des alten Schaffes, für das er nun einen Ersatz sucht, erzählt und besonders dessen gute Eigenschaften hervorgehoben. Dabei hat es immer die Hälfte von dem gekostet, welches er nun kaufen will.

Eine Lieblingsbeschäftigung der Bauernburschen ist es, an den Ständen der Eisenkramer oft halbe Stunden lang die Schaf- und Kuhschellen auf den Klang zu probiren und es ist etwa nicht ausgemacht, daß jeder dieser

Bursche ein Käufer ist. „O baleib“, sagt der Meraner. Ich beobachtete einen solchen Menschen gewiß gut eine halbe Stunde, wie er immer suchte und klingelte und probirte, als gelte es für sein Kuhgeläute einen schön klingenden Fünfklang zusammenzufinden.

Endlich zuckte es wie helle Freude über sein Gesicht und triumphirend sagte er zu seinen geduldig zusehenden Kameraden: „Sell hôn i miar denkt, daß i una find, de sou thut wia inserer Blaß ihre“, und vergnügt wanderte er seines Weges.

Bei den Uhrmachern kann man oft beobachten, daß die bäuerliche Kundschaft eine Taschenuhr vollständig in den Mund steckt, „um in Schlôg“ besser zu hören. Auf einen lauten Schlag der Unruhe in den Taschenuhren gibt der Bauer sehr viel.

„Mensch, dös ist a guate Uhr, de hearst aus 'n Sôck außer schlôgn“, sagt er.

Nie aber kauft der Bauer für sich, sondern immer für andere, um so sein Handeln zu beschönigen. „Mei für mi wars miar gleich, ôber für ôndere kafn ist soufl hôrt“.

Sehr schwer wird ihm die Wahl bei den Schuhnägeln. Da klaubt er halbe Stunden lang an den Häufchen herum, mißt die Dicke seiner Schuhsohlen, sucht zu errathen, wie viel Stücke etwa auf ein Pfund gehen, endlich kauft er ein kleines Quantum.

Und nun kommen die Sensen an die Reihe. „Mensch, a Segnes muaß klinglen“, und auf den Klang wird sie durch Anschlagen auf den Boden genau geprüft. Auch

mit dem Daumennagel wird die Härte der Schneide untersucht und dann beginnt der Handel mit denselben Modalitäten, wie sonst üblich. Er macht vielleicht auch ein Angebot und entfernt sich langsam mit der Bemerkung: „Kröd müaßn hôbm thua i sie sist nit die Segnes“. Aufmerksam horcht er aber zurück, ob ihn der „Krumer“ nicht zurückruft.

Am allerhärtesten ist aber die Wahl mit den Wetzsteinen. Da wird eine Ewigkeit untersucht, gewetzt, geklopft und sogar an den Steinen mit der Zunge probirt, „ob sie kirnig sein und epper nit muasn.“ Ein Wetzstein gilt als ein wichtiges Utensil, und wie es berühmte Rennpferde oder Jagdhunde gibt, so finden sich in unserer Umgebung Wetzsteine, die darin berühmt sind, „daß sie a Schneid môchn, wia a Gift“.

Die Händler haben beim Verkauf der Wetzsteine einen eigenen Kniff. Ist ein Bauer recht wählerisch, fängt der pfiffige Wälsche ebenfalls an Steine zu untersuchen. Hiebei wird er vom Bauern aufmerksam beobachtet. Auf einmal versteckt er einen Stein auffällig unter den übrigen. Er kann nun sicher sein, daß er diesen, wenn er nicht gerade auffallende Fehler hat, verkauft. „Aha“, denkt sich der Bauer, „der Walsche hôt an Giftstuan gfundn und will 'n verstöckn.“ „O baleib, Mensch, sou bin i nit, daß i dös nit gspür.“ Man muß aber auch bedenken, daß „a Schneid wia a Gift“ für den Mäher allerdings bei dem Umstande eine große Erleichterung seiner Arbeit ist, als ihm das Heu fast bis an die Hüften reicht.

Beim Käsehändler sticht er sich erst ein Quantum „Koster“ ab, bis er endlich sein „Trumm“ kauft.

Wie komisch ist es zuzusehen, wenn er eine gestrickte wollene Jacke von allen Seiten betastet, anprobirt und wieder auszieht, um die Probe gleich von vorne zu beginnen, allen Rathschlägen der Umstehenden ein geneigtes Ohr schenkt und mit der Hand das Gewicht der Wolle versucht, um den Werth der Jacke eher bestimmen zu können.

Einen hübschen Zeitvertreib findet er am Stande der Buchbinder. Er bewundert da in Gesellschaft die Kalender-Illustrationen und vor allen Dingen wird nachgesehen, „wia viel Feirtig af Verluhr gian“ (wie viel Feiertage auf Sonntage fallen und so verloren sind).

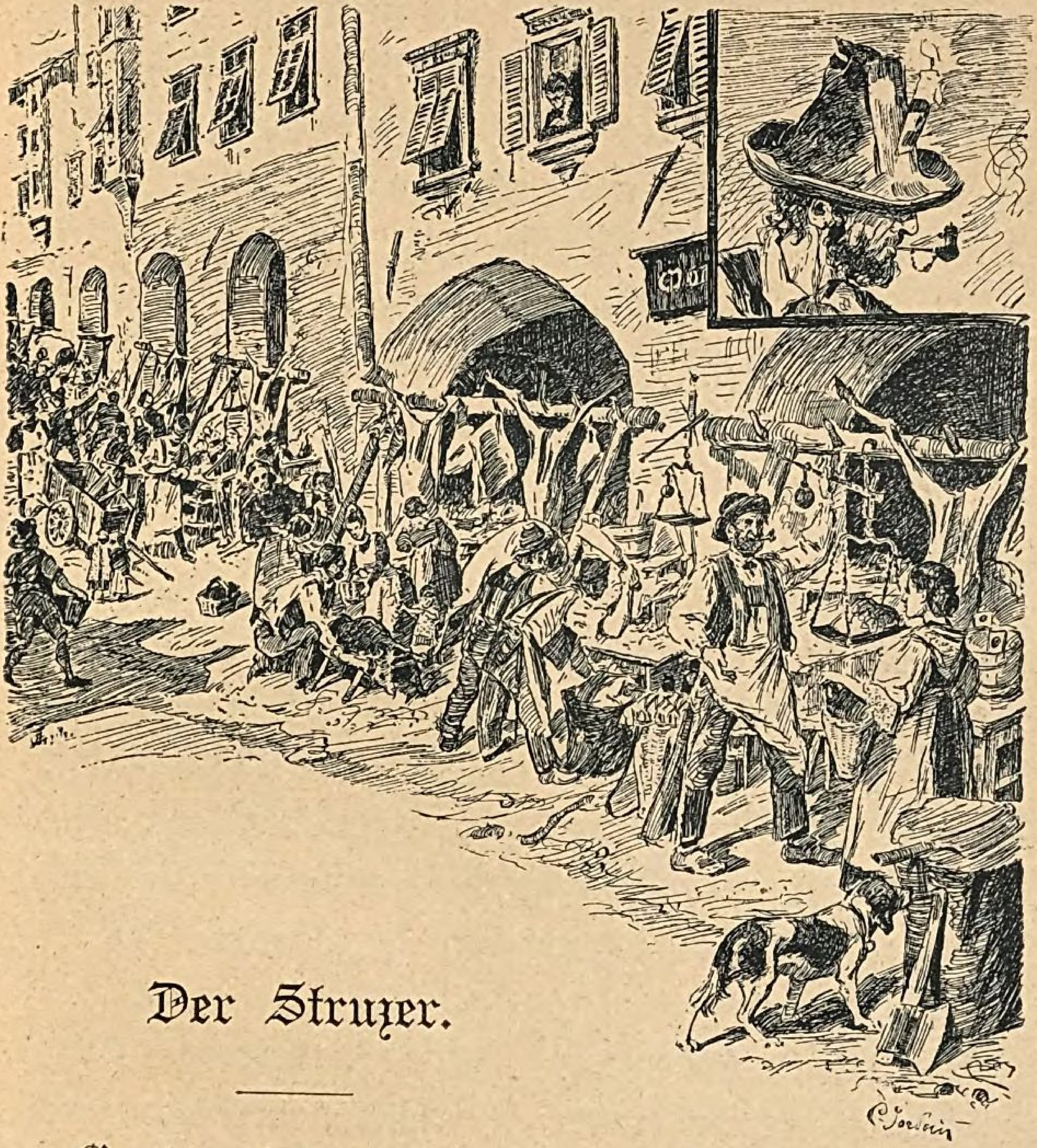
Der „billige Jakob“, ein Standjude, der mit seinem Schund die Märkte unsicher macht, findet am Bauern selbst eine kleine Kundschaft. Ein Bauer bemerkte mir gegenüber ganz treffend: „Wenn sei Wôôr eppes nutz war, brauchet der Mensch nit soufl zu rödn.“

Selten wird der Bauer beim Schuhmacher „'s Gschüach“ anprobiren. Er dreht die Schuhe, die er kaufen will, lange Zeit hin und her, versucht sie an den Sohlen abzubiegen, gibt seinem Zweifel Ausdruck „ob sie a für eppes sein“ und wenn endlich der Handel abgeschlossen ist, bindet er sie an den Schnüren zusammen und hängt sie über die Schultern.

Ebenso kauft er beim Hutmacher die Hüte für seine Buben aufs Augenmaß, heißt das, er probirt jeden Hut und wenn er ihm auch viel zu klein ist, auf. Zum

Schluß stülpt er die erworbenen Hüte alle über seinen eigenen und wandert stolz seines Weges.

Und nun hat er vom Markte genug. Die Hände hinter die grünen Hosenträger gesteckt, schlendert der Bauer die Gasse entlang bis zu einem „Buschn“, wo er von einem guten Wein erzählen hörte. Da pfercht er sich nun in der mit Rauch geschwängerten Stube hinter einen Tisch, bestellt sich „a Halbele“, schneidet mit seinem Rebmesser „an Wetzstuan“ (Brodwecken) entzwei, fördert aus der Tasche seiner Joppe, in der er eine unglaubliche Menge von Sachen unterbringen kann, den eingekauften Käse zu Tage und ist dann vor der Hand für eine halbe Stunde nicht mehr zu sprechen. Zum Schluß streicht er mit der eingebogenen Hand die „Broadbrusn zom“, sie geräuschvoll einschlürfend und zeigt durch ein gedehntes: „Joa“ an, daß er nun zur Konversation geneigt sei.



Der Struzer.

Gerade wie man sich in den sogenannten „besseren Kreisen“ auf die Saison der Bälle freut und für dieselbe eine fast fieberhafte Thätigkeit entfaltet, mit der Schneiderin konferirt, mit Freundinnen berathet, damit um Gotteswillen auf dem Kränzchen bei X's nicht unharmonische Farben zusammen kommen, ja sogar ein gewisses Interesse für die Berichte des Friseurkongresses entfaltet, so freut sich der schlichte Passeirer „Struzer“ auf die Zeit der Meraner Fleischmärkte.

Unter Struzer versteht man in Meran jenen Bauern, meist aus dem Passeirer Thale, der nach einem alten „Gerechte" auf den drei Fleischmärkten Klein- und Großvieh ausschrötet. Es gibt jedoch auch Struzer, die in Meran vollständig ansässig sind und meist Kuh-, Schaf- und Kalbfleisch in Verkauf bringen.

Bei aller Mühe, Plage und Sorge sind die Fleischmärkte für ihm Tage der Freude und Erholung. Doch vor allen Dingen will ich dem Leser den Struzer selbst vorstellen.

Ein kerniger, gesunder Bursche mit lebhaften, pfiffigen Augen, die Haare glatt in die Stirne gestrichen, steht er an seinem Fleischstande.

Die Weste ist, trotzdem sie unzählige Knöpfe zieren, Sommer und Winter offen und wenn auch der Wind eisig kalt unter das Hemd, welches meist über die Brust offen ist, bläst, das kümmert den abgehärteten Passeirer wenig.

Die ledernen Hosenträger halten derbe lodene Hosen, die nur bis etwas unter die Waden reichen. Dicke Strümpfe, an der Ferse meist mit einem Lederfleck besetzt, „weil die Schüachlar soufl schnôppm", schauen darunter hervor, und was der Passeirer „Schüachlar" nennt, sind schon ein Paar „Treter" und Gnade Gott den Hühneraugen der „Stadtlinger" auf dem Markte.

Seine Spezialität ist aber ein möglichst kleiner Hut mit schwarzer Schnur und silberner Quaste, den er sich bei windigem Wetter mit einem Band unter dem Kinn festbindet.

Wird ihm der Hut dennoch vom Winde entführt, lauft er demselben in langen Sätzen, ohne die bis an den Ellbogen in den Hosentaschen steckenden Arme herauszuziehen, nach, tritt vorerst, um den Flüchtling sicher zu haben, mit seinem Fuß darauf, schlägt ihn dann mit einem kräftigen „saggera nou a môl ini" einige Male um das Knie, den Staub zu entfernen, nimmt nun aber die Bänder für alle Fälle zwischen die Zähne und wandelt mit weiten, hochgezogenen Schritten, die hat er sich beim Bergsteigen angewöhnt, seines Weges.

Schon eine Woche vor Beginn des Marktes treiben die Burschen die „Schafler" in die Stadt, oder, wie er sich eigentlich ausdrückt, „af 's Lônd" (in das ebene Land).

Es ist fast bewunderungswürdig, wie die Struzer mitten aus der großen Heerde, ohne die Thiere mit Zeichen versehen zu haben, ihre eigenen Schafe herauskennen.

Ich will hier aufrichtig gestehen, für mich war früher ein Schafsgesicht eben ein Schafsgesicht. Erst ein Hirte, der „Goaser Luisl" auf der Tallner Alpe, dessen besondere Protektion ich genoß, weil ich stundenlang seinen wunderlichen Hexengeschichten zuhörte und nie einen Zweifel äußerte, daß es Menschen gibt, die „'s Arz schmöckn" (Edelmetalle finden), machte mich auf die verschiedenen Charaktere darunter aufmerksam.

„Sell muttelte, sell hoachnôsige und zelm drinn sell schiafgôschete Schôf keart mein", bemerkt der Hirte mit sicheren Blicken. Es gibt Schafe mit heitern und melancholischen, mit gütigen und strengen Gesichtern; meiner

Seel! ich bitte den verehrten Leser nicht zu lachen, es ist wirklich so.

Ein guter, tüchtiger „Schafer" erkennt die Angehörigkeit der Thiere mehr am Gesichte, als an sonstigen Zeichen, wenn es auch vorkommt, daß selbe mit „an Petschierwôchs" oder durch Einschnitte ins Ohr bezeichnet werden.

Mit lauten „Hössa!" „Rutsch, tscha, tscha!" wird die Heerde durch die Stadt getrieben und der alte Leithammel am Schopf vorausgezogen. Selbstverständlich ist bei solchen Anlässen die liebe Schuljugend mitten darunter und bringt von dieser alpinen Beschäftigung meistens ein sehr ländliches Parfüm zum Mittagstisch.

In der Fleischbank wird die ganze Heerde in einen Stall hineingepfercht und mit sicherem Griff nimmt dann jeder Strnzer seine Schafe heraus.

Und nun beginnt ein Morden, das jeder Beschreibung spottet und schon in das höchste Stadium der Thierquälerei gehört, besonders wenn Nachwuchs unter den Struzern vorhanden ist und „die Büabler 's Stechn und Auszïachn" lernen.

Endlich kommt der große Markttag heran.

Schon am Vorabend hat sich jeder Struzer seinen bestimmten Stand in der Laubengasse, der sich oft auf ganze Generationen vererbt, mit einer Bank oder dem Fleischrechen markirt.

Um das Recht dieser Stände entstehen nicht selten Streitigkeiten, die aber meist nur Wortgefechte bleiben,

denn die Passeirer, wenn auch ein starker und schneidiger Menschenschlag, sind keine Raufer.

Am Markttag früh, der Tag hat kaum zu grauen begonnen, ziehen sie aus der Schlachtbank das Fleisch zu ihren Ständen und legen es möglichst vortheilhaft aus. Die Schafe sind mit allerlei Figuren an den Seiten eingeschnitten, verziert und sogar mit frischem Blut geschminkt. Durch kleine Holzstücke ist das Fett recht appetitlich herausgehoben.

Auf breiten Bänken liegt das Schweinefleisch, „der Speck" glattweg benannt. Die einzelnen Stücke sind möglichst vortheilhaft und dem Auge gefällig hergerichtet, so daß den umstehenden Bauernknechten förmlich das Wasser im Munde zusammenläuft und zur Bemerkung veranlaßt: „Sell war a feins Bröckl, mei Liaber, woast mit Kraut dünstet und a Halbele an Roatn derzua".

Die Schnellwage baumelt in der Mitte, die „Prax" und das Messer liegen auf einem kleinen Hackstock bereit, in der Brusttasche des Struzers steckt ein „Rechenfaullenzer" zur raschen und sicheren Berechnung der gewogenen Waare und nun kann die Geschichte angehen.

Vor allen Dingen stopft er sich sein Pfeifchen, dann verschwinden die halben Arme in den weiten Hosentaschen und die Beine schlägt er abwechselnd aneinander, um sich ein Bischen zu erwärmen. Doch da unten, scheint es, kommt eine Kundschaft.

Jede bäuerliche Kundschaft wird, um ihr zu schmeicheln, mit Bauer oder Bäuerin (gleichbedeutend mit Hofbesitzer), die städtische aber mit Meister oder Meisterin angesprochen.

„Guatn Môrget, Bäurin! Wôs thatn miar denn epper brauchn?“ „A hôlbs Gsträundl, ha?“ „I hatt schun dô oubm uans hängn, ’s ist freili schun hôlb in Verhoas, ôber wenns krôd sein muaß, will i ’s schun wägn“.

Der schon halb versprochene „Gstraun“ ist nur eine Finte, denn nichts verlockt eine Bäuerin zum Einkauf so, als wie der Umstand, daß schon irgendwer ein Stück preiswürdig gefunden hat.

Und nun wird die Vorzüglichkeit des Fleisches hervorgehoben, das Gewicht abgeschätzt und der Preis vereinbart. Letzteres ist die schwierigste Aufgabe des ganzen Geschäfts. Es handelt sich wirklich nicht um die paar Kreuzer, sondern einzig nur darum, den von den Madatoren dieser Fleischbörse festgestellten Preis zu halten.

Der „Sixn Luis, ’s Schweinsteger Jörgele und der Stulser Frieder“ verkaufen auch nicht anders, entschuldigt sich der Struzer. Endlich ist der Abschluß zu Stande gekommen.

An der Wage hat aber der Struzer auch wieder seine Kniffe. Trotz des heftigsten Protestes der Bäuerin wiegt er einen halben Kopf und ein großes Stück Lunge mit.

„Mei, uhne Grind und uhne Lungl kannt ’s Schafl nit lebm, schaugts, und ’s Köpfl in der Gersta dinnen ist epper eppes Feins, und ’s Lüngele thüats in Baur reastn af Hôlbmittôga“.

Selbstverständlich sind viele der Struzer Dilettanten in der Kunst der Metzgerei, aber neidlos unterstützen sie sich gegenseitig.

„Jörgele, gea thua miar döchter dös Fackl a fezzele authoaln".

„'S Jörgele" rückt sich den Hut aufs Ohr, wischt sich mit dem Joppenärmel den Nasentropfen ab, klemmt die Zunge zwischen den Zähnen ein und theilt das Fleisch mehr oder minder kunstgerecht auf.

Sorgfältig „peckt" er die Knochen ein, damit die Köchin mit der Auftheilung leichter zustande kommt und packt die Geschichte der Kundschaft „in Zögger".

Und nun kommt die Rechnung.

Ein alter Struzer braucht die Beihilfe des Rechenfaullenzers nicht. Der steckt die Hünde in die Taschen, klopft mit dem linken Fuß an die rechte Wade, blickt gegen Himmel und ist die Rechnung recht schwierig, rückt er den Hut mit einem raschen Ruck vollständig aufs Ohr.

„Uanlaf (eilf) Kili warn hôlt, za zwoafufzig, fünf Gulden zwoa a siebezig, nôr warn hôlt nou zöchn Deki, môchts hôlt siebm a siebezig".

Mit seinen halb erfrorenen Händen sucht er in allen Taschen nach der Münze zum Herausgeben, die mit geweihten Pfenningen, Betenkreuzen, Hosenknöpfen 2c. vermengt ist.

Das Papiergeld birgt er aber in einer ledernen Brieftasche, die er immer in die Innentasche seiner Weste steckt.

Selbstverständlich kann er zur Mahlzeit seinen Fleischstand nicht verlassen. Da hat er dann ein bekanntes Haus, wo ihm „a Stückl a Fôckenes" gerichtet wird. Im Fette schwimmend wird ihm das Fleisch gebracht;

er theilt es mit seinem blutigen Messer in große Würfel, vielleicht einen halben Zoll Fleisch und anderthalb Zoll Fett und ohne jeder Zuspeise oder Brot verschlingt er ein Stück, an dem sich eine nicht gerade ausgehungerte Familie sattessen könnte.

Ich sage, er verschlingt sein Fleisch, weil der Mann eilig essen muß, „sist gstockt ihm 's Foaßt in Teschgn."

Aus dem nächsten „Buschn" versorgt er sich mit Wein, und so lebt der Struzer, auf dessen Tisch wohl selten im Jahre Fleisch kommt, wie der Herrgott von Frankreich.

Die Zwischenpausen füllen die Leute mit allerlei derben Spässen aus, ohne jedoch vielleicht Jemand zu verletzen.

Das eigentliche Gaudium kommt aber erst am Abend, wenn der Tag gut oder schlecht vorüber ist.

Da sitzen die Struzer in einem Kaffeehause oder einem Weinschank zusammen und unterhalten sich mit allerlei lustigen Geschichten oder machen einen „Perlagger", bei welchem sie eine Kunst in der Mimik entfalten, die wirklich großartig ist.

Die schlechtesten Karten werden mit einem stillvergnügten Gesichte aufgenommen, um die Gegner zu täuschen und renommirt wird, als säße ein Tisch voll Berliner zusammen.

Da wird geblinzelt, bald mit dem linken, bald mit dem rechten Auge, das Zungenspitzl hervorgezeigt, mit zwei oder mehr Fingern auf den Tisch getrommelt u. s. w.

Und dies sind alles wohlverstandene Zeichen und Andeutungen unter den Partnern.

Andere imitiren wieder ein Wortgefecht darüber, wer mehr Geld in der Tasche hat und überbieten sich in hämischen und scharfen Bemerkungen.

Meist aber ist die Geschichte nur darauf angelegt, um einen Dritten in das Gefecht zu verwickeln, besonders „an Stadtlinger“ daran zu kriegen, der in der Meinung zu foppen, immer zum Schluß der Gefoppte ist.

Auch einem galanten Abenteuer gehen die „Mander“ nicht aus dem Wege und sind in dieser Richtung Geschichten vorgefallen, die den hochwürdigen Herren, welche von der Kanzel herunter gegen den Fremdenverkehr im Lande donnern, weil diese ungläubigen Ketzer unsere frommen Ein=



wohner verderben, nicht bekannt sein müssen, sonst würden sie den frommen Belehrungen eine andere Richtung geben.

Und ist nun die Marktzeit zu Ende, so „stellt er 's Zuig in", bedankt sich schön für „'s Kochn" und wandert vergnügten Sinnes wieder „in 's Pseir inchn" mit dem festen Vorsatz: „Teigl woast, af Kathrein kimm i wieder; fein ists gwesn."



Bauernkinder.

Wenn auf einem Bauernhofe die Zeit kommt, wo die Nachbarin sagt: „Bei der Bäurin geats af Maria Huamsuachung“, da entwickelt sich auf demselben ein ganz merkwürdiges Leben, voll von geheimen Unterredungen und Berathungen.

In jedem Dorfe sind einzelne besonders erfahrene Weiber zu finden, denen es Wasser auf der Mühle ist, wenn sie hören, es werden irgendwo „Fatschn eingsamt“. Besonders junge Frauen, die ihrer ersten Niederkunft

entgegensehen, glauben sie, voll christlicher Nächstenliebe beispringen zu müssen.

Wenn der Bauer in die Stadt gegangen ist, oder auf dem Felde, dann kommen sie von allen Seiten auf den Hof geschlichen und kramen hinter der mächtigen Kaffeeschale ihre Weisheit aus.

„Wenn du willst, daß 's Kind gschneggelte Hôôr kriagt und a zôrte Haut, muast in der Niachter an Brôntewein trinkn." Steig epper nia über eppes, wôs af 'n Boudn in an Kreuz liegt, zelm gschicht diar hôrt in der schwarn Stund." „Ists a Madele, so schneid ihm a Zipfele Haarler aweck und thua sie kluag aubrieslen". „Wenn Vollmuhn ist, gibst sie in Baur in der Supp, nôr werd 's nächste a Büabl". „'S erste Wintele, dös 's Kindl dergagget, muast unter an Kerschbam ingrôbm, nôr hôt 's Kind olm Glück." „In Schnullflaschl muast a Tröpfl Dreiküningwôsser thian, nôr kônn 's Kind kuan Hex verschaugn und verwünschn." —

„Schaug epper joa, daß 's Kind nit in ersten Wein in an Vollmuhntôg kriagt, sist werds a Saufaus." — „Wenn a Kind recht sierig und greinig ist, setz es mit 'n blecketn Hintern af an kôltn Stuan, nôr weard's glei still." —

Man könnte ein ganzes Buch anfüllen mit all diesen Rathschlägen, die da ertheilt werden.

Besonders „gegn 's Verschaugn" wird ins Feld gezogen, denn dies ist die größte Gefahr, welche der Wöchnerin droht.

Und endlich schreit ein Sprößling lustig in der dunklen Schlafkammer und die Hebamme bringt 's Tafzuig", der Bauer schmunzelt vergnügt beim Mittagtisch, weil der große Knecht voller Anerkennung sagt: „a tamischer Klöcker isch es und roath wia a Krebes."

Die Kinder wachsen heran auf dem Lande, wie in der Stadt bei ihren Spielen, ihren kleinen Freuden und ihren kindlichen Sorgen.

Wie in der Stadt ahmt auf dem Lande der Junge alle Gewohnheiten und Beschäftigungen der Erwachsenen nach. Mit dem größten Ernst sitzt er mitten unter den Knechten und raucht an einem gebogenen Hölzchen, sich von Zeit zu Zeit mit der Feuerzange eine Kohle herausholend „zen unkentn".

Wie oft „derrüttelt" das Mädchen der Mutter „'s Spinnradl und 's Strickzuig." Oder kommt vom Brunnentrog „waschlnôß" heim, weil es heute einmal große Wäsche spielte.

Eine lobende Bemerkung oder vielmehr ein Kompliment für die Eltern ist es immer, wenn man sagt: „dös weard a môl a saggrischer Knecht"; oder „a toule Diarn züglts dô au, Bäurin."

Wenn die Stadtkinder in ihren Spielen immer das Leben zu kopiren trachten, welches sie umgibt, so ist dies nicht weniger bei den Kindern auf dem Lande der Fall. Nur habe ich vielfach die Bemerkung gemacht, daß die Bauernkinder weitaus geschickter sind in all ihren Spielen als die „Stadtlinger", weil ihnen nicht so mannigfaltige

Spielsachen zur Verfügung stehen und sie sich in Folge dessen vieles selber machen und erfinden müssen.

Bringt es der Junge einmal zum Besitze eines Messers, am liebsten „an Reber“, so gibt es hunderterlei Dinge, die er sich anfertigt.

Aus einem Hollunderast „a Sputz“, im Frühling „die Mojenpfeife“, „a Mühlradl“ im Brunnentrog, „a Buanerstômpf“ und die kunstvollsten Brücken über den kleinen Thalbach.

„Bachlkearn“ ist eine der liebsten Beschäftigungen der Dorfjungen und meistens auch das einzige Fußbad, das sie nehmen.

Führen sie Bauten auf, ist es immer Stall und Stadel, und da wird dann gemäht und Heu eingeführt, daß es eine Freude ist, zuzuschauen.

Die Mädchen haben allerdings auch ihre Puppen, „die Nötza“ wird sie genannt, aber die Mutter will sich so bald, wie nur möglich eine Hilfe heranziehen und da müssen sie schon in den frühesten Kinderjahren mit zugreifen, wo sie nur können.

„Versöln füslen und ôschoadlen“, „spualn“, auf der Tuchbleiche Wache halten, daß „die Hennen nit drinrennen af's Zuig“, das sind die ersten Arbeiten auf der Stufenleiter ihres wirthschaftlichen Lebens.

Nur für das sogenannte „Heuhupfn“ finden Knaben und Mädchen immer Zeit. Da springen sie in der Scheune oft von einer ganz beträchtlichen Höhe auf den Heustock herunter, der Reihe nach, und wenn sich einer der Springer recht überpurzelt, will der Jubel kein Ende nehmen.

Manches mal sieht man auch die Kinder den Wegen entlang eine magere Kuh auf die Weide führen. Das sind dann schon arme „Häusler“, auf die der Junge stolz herniederschaut, wenn er im Herbste mit der „Viecherin“ hinter der langen Reihe der Kühe und Ochsen herschnalzt.

Soldatenspiel ist nicht sehr häufig unter den Kindern auf dem Lande zu finden; es fehlt ihnen hiezu das Vorbild. „Schandarmeles und Lotter“ findet sich aber nicht selten.

Als die Landvermesser überall ihre Aufnahmen machten, spielten die Jungen „Geometerles“, schlugen Pflöcke, tuteten auf den Bockhörnern Signale, daß einem die Ohren lang wurden. „Schueleles“ ist sehr verbreitet und wird von Knaben wie Mädchen gleich eifrig gespielt.

Ein Hauptgaudium der Knaben ist natürlich auch „'s Schnölln“ (Peitschenknallen). Zu fünf und mehr stehen sie auf einem Anger und knallen mit ihren langen Peitschen um die Wette. Oder sie erklettern auch das Hausdach oder irgend einen „Knott“. Der Effekt in hygienischer Beziehung dürfte derselbe sein, wie das Stabturnen der Knaben in der Stadt.

Daß der Junge es nicht versäumt, im Sommer „in die Kerschn zu steign“ und dabei, wenn möglich den Baum des Nachbars aussucht, ist gewiß.

Und kommt dann die Jammerzeit der Schule, so verliert er allerdings viel seiner freien Zeit, entschädigt sich aber dann durch die schönsten Faustkämpfe auf dem Dorfplatze.

In der Schule unterscheidet sich der Bauernjunge wenig vom Städter, höchstens daß seine Schreibübungen, die er mit zwischen den Zähnen eingeklemmter Zunge macht, etwas steifer aussehen, weil seine Hände durch die Streifereien in Wald und Feld und seinen Kletterpartien auch rauher sind.

Den Mädchen wird nicht viel freie Zeit gegönnt und sieht man sie schon im ersten Schuljahre mit dem Strickstrumpf vor dem Hause sitzen.

Eine Erscheinung aber habe ich bei den Dorfkindern vielfach gefunden und die ist, daß sie sich ebenso gerne alte, fast schon längst verschollene Geschichten erzählen, als dabei zuhorchen. Selbst die wildesten Jungen unterbrechen ihre Spiele, wenn eines der Mädchen „a Gschichtl derzöhlt" und horchen aufmerksam zu.

Ich habe unter den halbwüchsigen Bauernmädchen Erzählerinnen gehört mit einem so netten, naiven Vortrag und einer so herzigen Ausschmückung der einzelnen Szenen, daß ich nur den Wunsch hege, ich könnte diese Geschichten auch so niederschreiben.

Der Bäuerin größter Stolz ist es, wenn sie einen Jungen „af die Studi" bringt und da zwackt sie heimlich auf alle erdenkliche Weise der Wirthschaft manchen Gulden ab, für die Primiz und die „Ausstôtting für'n geistlichn Herrn Suhn." Da wird der Bauernbursche erst zum „Dorfgeistlichn in die Zuaricht" geschickt, der Dorfschneider macht ihm einen tüchtigen lodenen Anzug, „ungmessn af's Drauswôchsn", der Schuster ein Paar „Treter" mit doppeltem Nagelbeschlag und die Ausstattung ist fertig.

Tabakrauchen fangen die meisten Burschen schon mit sechs bis sieben Jahren an, ohne daß ihnen von den Eltern ernstliche Hindernisse in den Weg gelegt würden.

Tabak kaufen sie, wenn gerade Kasse da ist, vielleicht der Lohn für das Milchtragen in die Stadt, oder borgen und betteln hievon von den Knechten.

Sonst trocknen sie Nußblätter und „nebeln" darauf los, auch wenn sie die größten Blasen auf der Zunge aufziehen.

Am froheſten ist der Junge, wenn er im Sommer auf die Alpe geschickt wird.

Wenn auch so ein kleiner Schaf- oder Ziegenhirte nach den Begriffen der Städter ein nicht besonders behagliches Leben führt, so ist der Junge erfüllt von dem Gefühle der Freiheit und unwillkürlich klopft sein kleines Herz freudiger im Anblicke der herrlichen Gottesnatur.

Mit einer unglaublichen Keckheit klettert er den im Gestein verstiegenen Ziegen nach, mit großen Sätzen über die steilsten Abhänge springend, schneidet er seiner zu weit vordringenden Heerde den Weg ab und wenn selbe dann ruhig weidet, setzt er sich auf „an Knôtt", nimmt seine Mundharmonika oder sein Pfeiferl zur Hand und tauscht mit keinem König mehr — höchstens vielleicht mit dem Senner würde er tauschen, der weit unten vor der Hütte „ban ar Pfônn voll Riebl huckt".

Wörterbuch der Meraner Mundart.

ô bedeutet einen Laut zwischen a und o.
ch wird ungemein scharf ausgesprochen.
st lautet wie „scht“.

aa, auch.
af, hinauf, nach.
Afdading (Ehafdading), ein in Tirol bestimmter Zahlungstermin.
aft'n, nachher, hernach.
ai, hinauf.
Amplet, Strick im Ochsenjoch die Deichsel zu befestigen.
ammen, Wöchnerin pflegen.
anetlene, einige.
Anz, gabelförmige Deichsel.
auer, herauf, immer in Verbindung mit einem Zeitwort, z. B. kimm auer, komm herauf.
aud'n, auch'n, hinauf.
aulapplen, narren.
aumarig môchen, anzeigen.
auf'n gach, plötzlich.
augschnôppet, abgewirthschaftet.
aumôchn, Musik spielen.

außermôchn, Wäsche aus der Lauge waschen.
ausômstign, aufräumen.
autreibm, Vieh auf die Alpe treiben.
auzüglen, aufziehen, Mensch oder Hausthiere.
Baferle, Schutzläppchen bei kleinen Kindern.
baleib (o baleib), keineswegs, unter keinen Umständen.
bamstölln, auf dem Kopf stehen.
Battrei, Bänke zwischen den Pfeilern der Laubengasse.
Beet, Rosenkranz.
betuselt, leicht angetrunken, auch schlaftrunken.
Beeg, Tragbahre.
beitn, borgen.
bekemmen, begegnen.
bekirnen, sich verschlucken.
ben, bei.
Benn, Wagenkorb.
Bichl, Hügel.
Biest, erste Milch der Mutterkuh.
Biper, Indian, auch zorniger, aufbrausender Mensch.
Bittera, Kürbisflasche, kleines Handfäßchen.
blärn, starkes Weinen.
blôb, blau.
Blöb, blaue Farbe zum Stoff färben.
Blôter, Blase.
bleckstühtzet, barfuß.
bleffen, heftig weinen.
Bluier, Wäscheklopfer.
Bluiwasch, Tölpel.
bôtschet, ungeschickt.

borstig, widerspenstig.

brachtn, reden.

Broudlerin, Raufkuh, Leitkuh.

brettleben, vollständig flach, häufig auch angewendet auf magere Weiber.

Briesele, kleiner Theil.

brieslen, verkleinern.

Brunzer, feiger Junge.

brunzen, Wasser abschlagen.

brüntschelen, nach Angebranntem riechen.

Brita-brôta, Schaukel, ein Querladen auf einem Bock aufgelegt.

bschienen, beschönigen.

Bsecher, Viehfütterer.

bseichen, Absitzen des Wassers.

bsündern, absondern.

Buhneler, Bahnarbeiter.

Bulla, Henne.

Bullele, Huhn.

Buschn, Weinschank, Blume und Blumenstrauß, Reisigbündel.

Capari, Anzahlung bei Käufen, Dienstverträgen und bei Heirathen.

Coat, kleines Thier.

deachtnen, Holzgeschirr wasserdicht machen.

dechter, doch.

deng, links.

dertattern, erschrecken, ängstlich werden.

derheben, ausdauern, aushalten.

dersid, herüber.
dersider, seither.
derlattert, verlumpt, zerfallen.
derloadn, unleidlich werden.
derwischen, fangen.
Derwischeles, Fangspiel der Kinder.
Deuter, Ohrfeige, Mahnung.
diebet, diebet a môl, manchmal, hie und da.
döbelen, schimmelig riechen.
dôtteret werden, alt werden.
Dôlm, dummer Mensch.
dreckelen, nach Dr.. riechen.
dullet, stumpf.
enk, euch.
der entere, der drübige.
der herentere, der hübige.
der Engel des Herrn Läutn, Ave Maria Läuten.
enterisch, unheimlich.
epper, etwa.
Erchtig, Dienstag.
Est, Vogelnest.
fahl, fehl.
Faxn, Tändelei, Spaß.
Fehler, Weidenbaum.
Ferkele, Heiligenstatue, bei den Prozessionen herumzu-
tragen.
a Fetz, zudringliches Weib.
Fetzköchl, Nachttopf.
fezzele, a fezzl, ein wenig.

Fieterer, Viehknecht.
firmen, formen. Bônd firmen, Weidenruthen zum Gebrauch zurichten.
Flôtter, Schmetterling.
Fôck, Schwein.
Fôckenes, Schweinebraten.
föppeln, spotten.
fôhrn, Viehtreiben, Kuh zum Stier treiben.
Fôtz, Mund, Maulschelle.
Fôtzeisen, Maultrommel.
Fôtzhoubel, Mundharmonika.
Freßmantig, Faschingsmontag.
Frötter, Krüppel, schwerwirthschaftender Geschäftsmann.
Frosch, vorstehende Rand bei den Fässern.
fruetle, flink, schnell, behende.
füder, füder gehen, fort, weg, aus dem Weg gehen.
es füder haben, gefährlich sein.
Fürtig, Schürze.
Fürtiglôtz, Brusttuch am Schurze der Männer.
fürgian, am Pflug, das Zugvieh führen.
für wui, wozu.
füslen, aussuchen, Bohnen aus den Scheiden auslesen.
gabig, unrichtig.
gabige Hand, linke Hand (gabig allein jedoch nie links, siehe „deng").
gach, gachling, jähe.
Gaggele, Ei.
gaggn, Nothdurft verrichten.

a Gegerle, armseliger, kleiner Mensch.
gaggezn, stottern, Hennenschrei.
galing, bald.
gäll?, nicht wahr?
galt, unfruchtbar.
gängesle, Spott der Kinder = etsch, etsch.
Ganstern, Feuerfunken.
Ganger, Teufel.
Gas, Kehrichtstaub.
Gatter, Gitterthüre.
Gatz, Wasserschöpfkelle.
A rechts Gas, Gesindel,
Gaudi, Freude, Jubel.
geblahnt, aufgetrieben.
Geawoadl (Geh schnell), Diarrhoe.
geal, gelb.
Gei, Landgemeinden.
gepluttert, Wasser, Flüssigkeiten verschüttet, auch kleine Wäsche machen.
getôrtscht, verschüttet, Speisen beim Kochen verdorben.
Gezaz, Liebelei, Kinder übermäßig koßen.
Gfries, Unschönes Gesicht.
gruidn, reuen.
gfuerle, behende.
die Giegl auröckn, Füße in die Höhe strecken, fallen, sterben.
Gigger, Hahn. (Walscher Gigger), Italiener.
Gimmerlig, Gurke.
Gitsch, Mädchen.

Gitschigôl, Cikade.
gloapet, erübrigt, vom Essen.
Gloapetz, Speisereste.
glangern, hängen, baumeln.
glegele, gelegentlich.
gliebrig, gelenkig, auch starkknochig.
glitznen, funkeln.
Gludderer, zorniger Mensch.
Glufen, Stecknadel.
Glump, schlechtes, altes Zeug.
Glutsch, Mutterhenne.
glutschen, Eier ausbrüten.
Gmalet, Bild.
Gmiath, Mastfutter.
Gmüll, Holzabfälle.
gmuan, herablassend.
Gmuml, schweres Kauen.
Gnauger, Schläfchen.
gneati, eilig.
gniegelet, genügend.
gnoat, alles, rein halten.
goal, übersüß.
Göd, Pathe, männlich.
Godl, Pathe, weiblich.
Gôffera, Kampfer.
Goggenoa, Hennenei, auch Kosename für eine gute Henne.
Gôsch, böses Maul.
Grômp, Oebstlerin.

grômpen, Obst im Kleinen verkaufen.
grantig, mürrisch, sper.
granzlen, mit kleinen Kugeln spielen.
graschglen, rascheln, auch heftiger Donner, Gewehrsalven.
graußli, eckelhaft.
grausn, eckeln.
graubmen, Schweinfette aussieden.
Graupm, Rückstände von ausgelassener Schweinfette.
Greastl, geröstetes Fleich mit Kartoffel.
Greatl, Seitenwaffe der Saltner.
gregget, verschrumpft.
Gregger, kleiner schwacher Mensch.
Greggerle, Kosenamen für liebe Kinder (auch kleiner Mann).
Griet, Schenkelschluß.
grietet, hohlbeinig.
Grieterle, kleines, possirliches Kind.
Grint, Kopf.
Grischn, Kleie.
grieselet, der Tag ergraut, Abend werden.
grôgezn (gôrgezn) rülpsen.
Grôz, kleine Grube.
Grötzl, kleiner Tisch.
grözlen, Kinderspiel mit kleinen Kugeln spielen.
'z Gschiach, Schuhwerk.
gschiepm, gefallen.
gschlôffn, durchgeschlüpft.
gschneggltt, gelockt.

geschpöckt, nett.
Gschuich, schlechtes Weib.
gschuichnen, schlechter weiblicher Lebenswandel.
Gsellpriester, Hilfspriester.
Gstell, Unterleib.
gstellt sein, beleibt sein, besonders weiblich.
gstian, kosten, Preis einer Waare.
Gstrau, Hammel.
Guff, stumpfe Seite des Eies.
guffet, abgestumpft.
Guggaloch, Panorama.
Gumpf, Behälter zum Anhängen am Schurzband für den Wetzstein.
Gungl, Spinnrocken.
Gutsch, Kalesche, feiner Wagen.
gwarli, gefährlich.
Gwangezer, unterdrückter Schrei.
gwoacht, naß.
haal, glatt, eisig.
Hafclegugger, neugieriger Mensch.
Hafeleschlärper, naschhafter Mensch.
Haftlbeißer, Verfertiger von Haften für Kleider.
hafti, streng, emsig bei der Arbeit, auch zornig.
Happ, Schaf.
Harmele, Wiesel.
haunzen, finster, zornig schauen.
Hausläps, Hauswein.
hausn, wirthschaften.
Häuserin, Wirthschafterin.

Hax, Fuß.
Hear, Priester.
hearisch, städtisch.
hecken, Eiertupfen, Osterspiel der Kinder.
Hegadex, Eidechse.
Heiter, armer (kranker) Mensch.
Hiengele, Hacken.
hildern, dröhnen.
hildriger Grind, hohler Kopf.
hilzen, hölzern, aus Holz.
hilzenes Glachter, Holz- und Strohinstrument, auch Giggelira, Xynophon.
himmellitzen, wetterleuchten.
Hilb, Handhabe einer Axt.
hitzige Krônket, Lungenentzündung.
hoagl, heiklich.
hôckn, Heu auf der Wiese in kleinen Häufchen zusammenrechnen.
Högl, vierschrötiger Mensch.
Holerpfônn, Bergfeuer am ersten Sonntag in der Fasten.
Holz ba der Hütt, hochbusiges Frauenzimmer.
hopatatschig, possirlich.
Hotareita, Schaukel.
Housnlatterer, Ländler, Nationaltanz.
hôtt, rechts (für Zugvieh).
hôttlen, schaukeln, stoßende Bewegung.
huier, heuer.
huckn, sitzen.

Huder, Wischlappen, auch Frauenrock.
die Huder auhöbm, schlechter Lebenswandel der Weiber.
Hüerlen, junge Mädchen.
Huttl, schlechtes Mensch.
huttelt, unordentlich.
Ingreisch, Eingeweide.
inkentn, einheizen.
inkloadn, Nonne oder Mönch ins Kloster eintreten.
Inzahm, Viehhürde.
Jurament, Eid.
Kampl, Kamm.
kearn, Heu auf der Wiese umkehren.
keif, eng.
in keit lôssn, in Ruhe lassen.
Kerschn, Kirschen.
Keuch, Kerker.
Keusch, Sennhütte.
Kiefter, hölzerner Trichter für Weinfässer.
Kientl, Kentl, Kienfackel.
kindsen, Kinder warten.
kitzn, ungeberdiges, kindisches Benehmen.
Klachl, Glockenschwängel, großer Mensch.
klaffen, zotige Reden führen,
kläukn, Anschlagen der Glocken.
Klaubau, Knecht Rupprecht.
klaubm, mit der Sichel Gras schneiden.
Klemmer, Hirschkäfer.
Kloatz, unleidlicher Mensch.

Kload, städtische Kleidung.

Kloatzn, Dörrobst.

Klôcker, touler Klôcker, großer Bub, kräftiger Bub.

Klumper, Schwindsucht, lungenkrank.

Knoschpn, Holzschuhe.

Knott, Felsen.

der Koanswödere, Keiner von Beiden.

Kôchl, Nachttopf.

kopfen, nachdenken.

Kopf môchn, schmollen.

Köstkrôpfn, Küchl mit gequetschten Kastanien gefüllt.

Köstn, Kastanien.

Kreb, flacher Weidenkorb.

Krebes, Krebs.

Kreuzeisn, Amulet der Saltner gegen die Macht der Hexen.

Kripp, Oberleib, auch der ganze Körper.

Krippele, Darstellung der Geburt Christi.

krôd, gerad (Richtung).

krohget, grob, rauh.

Kübeleschlôgn, Butterschlagen.

Kui, Mund.

kuien, käuen.

külb, trübes Wetter, auch trübe Getränke.

Laagl, Weinfaß für Saumthiere.

Lab, Laba, Hausgang.

Laggl, großer, ungeschickter Mensch.

Langes, Frühjahr.

Latscheer, Laterne.

latteru, zittern, wackelig sein.
latteret, derlattert, verlumpt.
Lauer, Trichter.
Leabele, Brodlaib.
leaslen, Looszziehen zur Militärstellung.
lei, nur.
Leitkaaf, Provision bei Weinkäufen.
letschelen, abgestanden schmecken.
letschet, matt.
lettelen, nach Erde schmecken.
letz, unwohl.
a Letzer, ein schwacher, auch ein schlechter Mensch.
loabelet, langweilig.
loapm, erübrigen.
lôb, ungesalzen.
Loitl, dickköpfiger Mensch.
Lôpp, beschränkter Mensch.
Lörget, Harz.
Lôtter, Bettler.
Lôtterhütt, Armenhaus.
Lôttervôter, Polizeidiener.
lous! horch, Ausdruck des Zweifels.
lousn, horchen.
Louser, Ohren.
Louter, unheimlicher Mensch
Luck, Deckel.
Luckzögger, Deckelkorb.
lucket, mangelhaft, unterbrochen.
Luller, Schnuller, auch kleiner Bube (Lullerle, Kosenamen).

lurlen, heulen.
Malta, Mörtel.
mahrn, geistern, die Seele eines Verstorbenen meldet sich durch Zeichen.
Mander, Manderleut, Männer (nur im Plural).
mangari, meinetwegen.
mängnen, drängen, um etwas.
Manippele, Serviette.
Manschet, Unterhändler, Agent.
Mantig, Montag.
Marend, Vesperbrod.
marktle, leicht verkäuflich, in Bezug auf Geld = gangbar.
Marterle, Gedenktafel für Unglücksfälle.
Marzan, Querholz im Weinbau.
Melter, Milcheimer.
mied, müde, zudringlich.
miegele, a miegele, klein wenig.
a Minderer, gewöhnlicher Mensch.
mitterle, mittelmäßig.
Mittig, Mittwoch.
mit wui, womit.
mockn, Kopfmachen, schmollen.
Mögn, Mohn.
Mônez, Mann.
muglen, kneten, auch sehr handgreiflich liebkosen.
Muinele, Katze.
Multer, großes Holzgeschirr.
mumlen, kauen Zahnloser.
Murmentl, Murmelthier.

muttelt, stutzköpfig, auch niedergeschlagen.
muttlen, halbkranker Zustand.
nachtigen, über Nacht verbleiben.
Nagele, Nelke.
Nager, harter Pfirsich.
naggelt, wackelig.
Nahnl, Großmutter.
nacket, nackt.
nanket, gebrechlich.
nebeln, Tabak rauchen.
Nena, Großvater.
Nissen, Eier der Kopfläuse.
nitta, nicht.
Nôchbla, nôchblen, Nachtessen.
nôr, nachher.
nôrret, närrisch.
noath, nothwendig, auch glattweg Bedürfniß für Abort.
noathig, arm.
nôgglen, schütteln, abrausen.
nouelen, nach „mehr“ (noch etwas) schmecken.
Nôster, Rosenkranz.
Nôtza, Puppe.
nôstern, still beten.
nua, nein.
nuielen, Geschmack des neuen Weines.
oanlefe, eilf.
oanletz, einzeln.
oanschichti, ledig (oanschichti hausn).
oanswedere, eines von beiden.

Oas, Karfunkelgeschwür.
ôftn, nachher.
Oha, Ausdruck der Entschuldigung.
ochsnig, wenn die Kuh den geschlechtlichen Trieb bekommt.
Ôhr, Angeld.
oi, hinunter.
ôlldêrle, ôllerlahônd, allerlei.
ôlm, immer.
ôper, schneefreier Boden, klar bei Wetter, freier Acker.
ôrle, bald.
ôrtretn, flott tanzen.
outeret, aufgedunsen.
Paarlbroat, Hausbrod, ähnlich dem Zwieback.
Pataun, Weinlaube.
zu die Pater gian, die Kapuzinerkirche besuchen.
Pazeide, Weinmaß, auch Geschirr zum Schöpfen des Mostes.
Petschierwôchs, Siegellack.
petschiert, angeführt, betrogen worden.
Peidn, Bienen.
Pfab, Pfau.
Pfeifôlter, Schmetterling.
Pfinstig, Donnerstag.
Pfinstigläutn, das Läuten der großen Glocke nach dem Aveläuten.
pfinstign, jemanden schimpfen.
pfnuttern, kichern.
pfnurtschn, heftig verhalten lachen.

Pfoat, Hemd.
Pfoat (in Bezug auf Früchte), Schale.
Pfott, derbes Weibsbild.
Piesele, Hühnchen.
pietschnen, Leichentrunk halten.
Plall, ungeschickter Mensch.
plallet, ungeschickt.
Plentn, Heidekorn.
Plentn, gelber, Polenta aus türkischem Weizen.
plerrn, heftig weinen.
Plöscher, vierschrötiger Mensch.
plöschn, knallen, Geräusch beim Thürzuschlagen.
Pluderschôff, Gefäß für Küchenabfälle.
plutzig, bleich, bleichsüchtig.
prachtn, reden.
Pônzn, Weinfaß.
pôsselt, verwelkt, runzlig.
Prax, Handbeil ohne Handhabe.
Praxer, Auflader bei Frachtwagen.
Prenta, Futtertrog für Schweine.
Prôting, Kalender.
prottlen, brummen.
Pulle, Henne.
pumalitzn, aufbegehren.
pumstig, muthwillig.
Putt, ôlle putt, Augenblick, fortwährend.
Radlbeeg, Schubkarren.
Ragger, ungezogener Junge.
raggern, angestrengt arbeiten.

ragglen, Abortgrube räumen.

Rahmmueß, Nationalspeise: Mehlbrei statt der Milch mit Rahm.

Ranger, männlicher Maikäfer.

ranglen, raufen.

Rant, Jux.

rantsch, ranzig.

rantschelen, ranzig riechen oder schmecken.

raß, stark gesalzen, schneidig.

rathle, bald, fast.

rathling, rathsam.

Raup, Gassenjunge.

Raut, Weinacker im Berge.

rautn, Feld umroden.

rearn, weinen.

Reas, Grube in wasserarmen Gegenden das Nutzwasser zu sammeln.

Reber, Messer zum Rebschneiden.

Rechbrett, Leichenparadebett.

reitn, auf einem Wagen fahren.

riebig, ruhig.

Riebl, Nationalspeise ähnlich dem Kaiserschmarren.

Riedl, Kopfunterlage für Träger.

Riedl, Thürvorlage zum Fußreinigen.

Riegl, Holzplatte für Zäune.

Riepl, unruhiges Kind.

Ritsch, Wasserkanal.

Road, Reihe.

Roating, Rechnung.

roatn, rechnen.
Roller, Rolltabak.
rölln, spielen der Hunde, auch für Kinder angewendet.
rotzn, anhaltendes Weinen.
Rübeisen, Küchenschaber.
Rüebsumen, Rübensamen.
Rungl, breites, gebogenes Messer zum Streumachen.
rutschlt, gelockt.
sakrisch, verteufelt, zornig.
Schaab, Reisigbündel.
schaabm, Reisig binden.
scharlen, Streifkugel beim Kegeln.
scheipm, fallen.
scheisch, häßlich, unanständig.
schelch, schief, falsch beim Menschen.
Schellele, Sellerie.
schellwenget, verdreht, schief.
schiech, garstig.
Schiedungläuten, zum Abscheiden eines Menschen mit allen Glocken läuten.
schier, beinahe.
Schlatterer, verbummelter Mensch.
schlattern, bummeln, schütteln.
schlauchen, ausziehen.
schlengeln, Dienst wechseln.
Schlengltôg, Tag des Dienstwechsels.
Schlerper, Zunge.
schleunen, eilen.
schliefn, durchkriechen, schlüpfen.

Schlotter, ungezähltes Quantum, ein Haufen.
Schlotterer, nachlässiger Mensch.
Schlumpn, schlechtes Mensch.
schmergelen, stinken.
schmirben, schmieren.
Schmirber, Auflader der Frachtwägen.
Schnärfer, Rucksack.
schnoatn, Abästen der Bäume, mit großem Appetit essen.
schnölln, mit der Peitsche knallen, krachen.
schörgn, anzeigen, ausplaudern.
Schrift, Dokument.
schröckn, kurzes Zusammenläuten aller Glocken auf einen Schlag.
Schübling, grobe Wurst.
Schubtadl, Schublade.
schuich, scheu.
schuichn, scheuen des Viehes.
a Schuichn, Schrecken.
schütter, dünn gewachsen.
Schwänzstümpf, Strümpfe ohne Vorfuß.
seachtnen, Wäsche einseifen.
Seachtnerin, Wäscherin.
Segnes, Sense.
Sekten, Schrullen, Launen.
Selbstlerin, für sich allein hausende Person.
sell, dies.
serbm, dahinwelken, absterben.
der sell, die sell, dieser, diese.

sieder, seither.
sierig, verdrießlich.
Singes, Kuhschelle.
sist, sonst.
sômstign, aufräumen.
ôsômstign, zur Rede stellen, zurechtweisen.
spear, herbe.
speibm, erbrechen.
Speiberchtig, Faschingdienstag.
Spôrtele, kleiner Handkorb.
Spuala, Schweinefutter (Küchenabfälle).
Sputz, Spritze.
Stallaun, Tragstange der Weinlaube.
stat, still.
statle, langsam.
Steckn, Pfahl im Weinbau.
Stielarbeit, Arbeit mit Hacke oder Schaufel (Werkzeuge mit Handhabe).
Stiezn, Beine.
Storf (Sturf) Strunk.
Stückl, Napoleondor.
studiarn, nachdenken.
Stumpf, Strumpf.
Stuan, Stein, auch glattweg für Wetzstein.
Stotz, Kübel, spöttisch für Hut.
Stroach, Hieb, Blitz, launenhafter Mensch.
stroachet, launenhaft.
Struzer, Kleinviehmetzger, ein Mensch, der mit viel Mühsal zu kämpfen hat.

strużn, schwer tragen, hart wirthschaften.
stuff, ärgerlich.
sturnig, stützköpfig.
suandlen, faul arbeiten.
herumsurblen, herumlumpen.
Suhr, Jauche, Fleischsaft vom eingesalzenen Fleisch.
sumsen, herumbrummen.
Taasen, Aeste vom Nadelholz.
taggera, häufig gebraucht für „saggera" (Fluchwort).
tasnig, eingeschüchtert.
ôtasningn, die Kurasche abkaufen.
Teigl, Umschreibung für Teufel.
teigelisch, tüchtig, außerordentlich.
telfn, mit schwerer Zunge sprechen.
tenglen, schärfen der Sense mit Stahlhammer.
terkeien, erzürnen.
terlattert, verkommen.
termuhnen, ermahnen.
ternahrt, erfroren an den Händen.
terwider, dagegen.
Testen, Teschgen, Pfanne ohne Handhabe.
tieselen, dämmerig werden.
Tinsltôg, Jahrtag der Handwerkerinnungen.
Tischtig, Tischtuch.
toaret, schwerhörig, hinfällig.
Toatnfroa, Bedienstete bei Leichenbegängnissen. (Sie freuen sich über den Todesfall wegen der Verdienste.)
Torgl, Kelterraum.
torglen, Wein keltern.

törgelen, auf Weinkosten herumgehen.
Tôrtscher, unreinlicher Mensch.
tousn, schlummern.
tousnen, das Gefühl des Klopfens im Geschwür.
tôschet, ungeschickt.
tôrschn, versauen, vergeuden.
toul, stark, leibig.
trazn, necken.
truzn, trotzig sein.
Tschäapl, kleine Weiberjacke.
Tschal, unterirdischer Wasserdurchlaß oder Kanal.
Tschanderer, Ochsenfuhrmann.
Tschapfen, Holzschöpfer mit langem Stiel.
Tschatscher, Fußreiniger.
tschatschn, schleifend gehen.
tschegget, bunt.
Tscherfler, Mensch mit schleppendem Gang.
Tschergele, kleine, unansehnliche Person.
Tscherger, krummbeinige Person.
tscherwenget, verdreht, einseitig.
Tschiggele, kleiner Weinschank.
Tschillen, Maisstroh.
tschindern, klingen, klingende Musik.
tschingelen, nach Rauch riechen.
Tschitschn, Zischen, wenn man einen heißen Gegenstand in das Wasser taucht.
Tschoap, Weiberjacke.
Tschôschp, Handlanger.
Tschungl, Kopfgestell im Ochsengespann.

Tschurtschl, Tannenzapfen.
Tschurtschlmühl, Waldsamenmühle.
liabs Tuifele, Kosenamen für junge Mädchen.
Türg rüblen, Maiskolben zur Gewinnung des Korns abreiben.
Turtn, Torte.
Umgang, Prozession.
Umgian, geistern, mit der Prozession gehen.
Umbrell, Regenschirm.
Unewônd, abfallender Grund.
ungfrimt, bestellt.
unglegele, angelegen.
ungwarle, gefährlich.
unhöbm, anfangen,
verhônagglen, verhöhnen.
verklanen, verschütten, zerstreuen.
verten, voriges Jahr.
verwahnt, verweht.
vôrmeßn, frühstücken.
Vourmaul, Lippen des Rindviehes.
Waal, Wasserleitung.
Waaler, Waalhirt, Aufseher über die Wasserleitung.
wahnen, Schneewehen.
wamsn, grübeln, durchhauen.
Wann, Getreideschwinge.
Wappel, Briefmarke.
wegn zwui, warum.
Weibez (pl. Weibezer, Weibezerleutsleut) Weib.
weitkloubm, weitspaltig, lange Füße.

werch, links.
Werch, ordinärer Flachs.
Wetterstroach, Wetterläuten.
Wetzstuan, drei Kreuzer-Brod.
wiech, fett.
windnen, es geht der Wind.
Wintheer, Laterne.
Wispel, Pfeife zum Pfeifen.
wispeln, laut pfeifen.
wisselet sein, davon wissen.
wißt, links (Zuruf für's Zugvieh).
wôl, ja.
Wôlkn, Fenster.
wôlten, ziemlich.
Wômp, Bauch.
wômpet, dick, fett.
wui, was.
wui wegn, wegen was, warum.
wunderle, wunderbar.
wundrig, neugierig.
Würger, Halstuch.
Wurst, Bund am Mieder der Weiber, um die schweren Röcke leichter zu tragen.
zälm, damals.
zanggn, zerren.
Zegger, Handkorb.
Zepf, Papier und Silberstück à 10 kr.
Ziggl, Ziehbrunnen.
zigolen, kindlich spielen.

nicht, unverträglich, böse.
Zoch, Mannsbild (spöttisch und auch zärtlich: mein Zoch oder mein Zöchl).
Zôggl, eine Fahne, auch ein altes Kleidungsstück.
Zôggler, abgerissener Mensch.
zottelt, ungekämmt.
zôzzn, spielen, herzen, hätscheln.
Zôzzerle, Hätschelkind.
zu lötz, zu gering, zu schlecht sein.
zualuckn, zudecken.
zuagluckt, betrunken.
Zuanl, runder Handkorb.
zuamôchet, schmeichlerisch.
zuathatig, zuthunlich.
Zügnglogg, Sterbeglocke.
in die Zügn liegn, im Sterben liegen.
Zuig, Stoff, Handwerkszeug.
Zulln, Maikäfer.
Zumm, Weintragbutte.
Zupfgeig, Guitarre.
Zußl, verlumptes Frauenzimmer, Hexe.
Zuzl, Schnuller.
zwerch, quer.
zwieselet, dämmerig.
zwieselt, zweigespalten.
Zwitterle, zweigeschlechtig.
Zwöschb, Zwetschke.
zwui, warum.

In der Meraner Mundart

sagt man:	meint man:
abschlagn,	todtschlagen.
anheben,	anfangen.
Band,	Weiden.
besprechen,	verzaubern.
Bettelrichter,	Gemeindediener.
bleibm,	wohnen.
fahren,	Viehtreiben.
fein,	lieb.
gmein,	herablassend, freundlich.
grünes Fleisch,	frisches Fleisch.
Haar,	Flachs.
hebm,	aushalten.
Hemd,	Joppe.
klug,	zart.
mag i,	darf ich.
nicht,	nichts.
plündern,	umziehen.
rasseln,	schnarchen.
reiten,	fahren (auf der Bahn z. B.).
Reiter,	Futtersieb.
schimpfen,	spielen der Kinder.
schmecken,	riechen.
schmieren,	dem Kind die Ruthe geben.
schmirbern,	einen Wagen aufladen.
schnaufen,	gierig essen oder trinken.
schnölln,	Peitschenknallen.

Sechser,	Zehnkreuzerstück.
Tuch,	Leinwand.
wässern,	Vieh tränken.
Wurm,	Schlange.
zerbrochen,	zerrissen.
zerrissen,	zerbrochen.
Zweck,	Schuhnagel.

Die häufigst gebrauchten Begrüßungsformen:

Guatn Môrget!
Schun Kirchn gwesn?
Fôrmeß schun vorbei?
Guatn Appetit zen Hôlbmittôg!
Schau lei, daß du bôld zen Mittôg kimmst!
Wearst wôll bôll Marenden gian?
Versaum epper 's Nôchbla nit!
Zôhl a Hôlbe, ist gscheider!
Fein Zeit glôssn!
Nit zu fleißi!
Nimm diar's nit gôr zu harb für!
Gea di lei bôll auhöbm! (schlafen).
Werst a guat rôstn.
Wohlau lebm!
Pfiat enk gsund!

Eine allgemein übliche Form ist, im fragenden Ton sich gegenseitig beim Namen zu nennen; z. B.: „Sepp"? Antwort darauf: „Hans"? Auf diese Begrüßung folgt meist eine längere Pause, ehe das Gespräch beginnt.

Oft gebrauchte Redensarten:

Der Ofn einbrechn, Entbindung.

Glitznen möchn, viel neues Holz in einen Weinberg geben, das helle Holz glänzt unter dem alten.

Mit der Schnegg um Wôsser gian, langsam wachsen.

In ar Reiter Wôsser trôgn, vergeblich abarbeiten.

In Tuifl in Schwoaf ausreißn, Ausdruck höchster Heiterkeit.

S' nui Jôhr ôgwinnen, Neujahrs-Gratulation.

Von der Kônzl ôrwerfn, Eheaufgebot in der Kirche.

Die Giegl aueröckn, sterben.

Den belln die Hund nimmer un, Ausdruck für einen sehr heruntergekommenen Menschen.

's Zapfl ist 'n oigfôlln, er ist verstummt.

A Hôlbe schnaufn,
A Hôlbe schnölln,
A Hôlbe pôckn,
} eine Halbe Wein mit Passion trinken.

Mit unsern Hearn gian, mit einem Versehgang (Sterbsakramente) gehen.

Die Leut hôbm augraumt, alle aufgetragenen Speisen ausgegessen.

's Gweichte ôr thian, Kourage abkaufen.

O heiliger Tôppnôchn, Ausruf für Blödigkeit, Faulheit.

Wearst woll a Stiarkôlb sein, Verhöhnung.

Ba deiner Taf hôbm sie a triabs Wôsser gnummen, Verhöhnung.

Wenn diar 's Dummsein wea that, hearat ma di weit schreidn, Verhöhnung.

Der Mensch kônn Schuachnögl fressn, gesunde Natur.

Mit dein Grind kannt ma Nußn auflôckn, Dickschädl.

Inhalt.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Wolf, Carl

Der Burggräfler Bilder aus dem Volksleben

Innsbruck 1890